

Liebe TeilnehmerInnen an der Marx-Tagung!

Hier findet ihr das erste Kapitel eines in Arbeit befindlichen Buches. Folgende Inhalte sind bis jetzt mehr oder minder gut ausgearbeitet:

Karl Reitter

Prozesse der Befreiung

Marx, Spinoza und die Bedingungen eines freien Gemeinwesens

I. Teil – Marx

1. Kapitel

... wären alle Sprengversuche Donquichoterie...

- Wo sollen wir nach Antworten bei Marx suchen? Oder, was ist Ökonomie bei Marx?
- Eine weitere Besonderheit der kapitalistischen Ökonomie
- Zur Positionierung des Kapitalverhältnisses, oder: warum ist es das dominierende gesellschaftliche Verhältnis?
- Zu Geltung, Aufbau und Methode des *Kapital*
- Zu Beginn: das soziale Verhältnis freier und gleicher WarenbesitzerInnen
- Von Gleichheit zu Ungleichheit, von Äquivalententausch zur Ausbeutung
- Eine reine Dynamik?
- Endabschnitt [fehlt]
- Flussnoten

2. Kapitel

Von Freien und Gleichen

- Der Springpunkt der politischen Ökonomie
- Die drei Dimensionen des (Tausch)werts und ihr soziales Verhältnis
- 1. Die Substanz des Werts, die abstrakte Arbeit
 - Hierarchie vs. Universalität
- 2. Das Maß des Werts, oder: Fetisch Wertgesetz
- 3. Die Formen des Wertes
- Gilt das Wertgesetz ewig?
- Freie und Gleiche, die Oberfläche der Zirkulation – Basis mehrfacher und gegenläufiger Fehldeutungen
- Vergesellschaftung durch den Markt, oder die „negative Vergesellschaftung“
- Emanzipation durch den Markt?
- Flussnoten

3. Kapitel

Klassenkampf

- Was verändert die Ware Arbeitskraft und ihr Gebrauchswert?
- Welcher Mechanismus bestimmt die Größe des Mehrwerts?
- Relativer Mehrwert
- Herrschaft mittels Sachen oder Herrschaft der Sachen?
- Formen der Anwendung der Arbeitskraft (Historische Beispiele im *Kapital*) oder: Die permanente Produktion des Proletariats und der permanente Wandel seiner soziologischen Gestalten

- Die Aufkündigung des Keynesianismus als Ausweitung des Kapitalverhältnisses
- Notwendige Arbeit und Mehrarbeit
- Die Ausweitung der kapitalistischen Zeitordnung
- Wertgesetz und Klassenkampf bei Antonio Negri
- Flussnoten

4. Kapitel

Das entfaltete Klassenverhältnis: Produktionspreis und tendenzieller Fall der Profitrate – das Maschinenfragment

- Nochmals eine Aporie
- Bortkiewicz, oder eine mathematisierte Fehldeutung des Ausgleichs der Profitrate
- Einige lakonische Bemerkungen von Marx
- Die Bedeutung des Ausgleichs der Profitrate
- Der tendenzielle Fall der Profitrate
- Der tendenzielle Fall der Profitrate – Kritik der Kritik
- Teurere Maschinen als einzige Ursache?
- Von den Idealwelten der Arithmetik zurück zur gesellschaftlichen Wirklichkeit
- Maschinenfragment
- Flussnoten

5. Kapitel

Die Marxsche Ethik

- Ethik als Rationalität der gesellschaftlich-geschichtlichen Totalität (Lukács)
- Gerechtigkeit?
- Castoriadis: Ökonomischer Tausch als ausgleichende Gerechtigkeit
- Ist Gerechtigkeit eine strukturkonservative Forderung?
- Im Zentrum der Marxschen Ethik: der Arbeitsprozess
- Was bedeutet der Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen?
- Entfremdung und Formkritik
- Entfremdung als Prozess, Fetisch als Dingeigenschaft
- ... oder doch Fetisch?
- Die Marxsche Kritik der Lohnarbeit
- Lohnarbeit und soziale Identität
- Für einen präzisen Begriff von Klassenkampf
- Flussnoten

6. Kapitel

Bemerkungen zu Althusser

- Zwei Quellen und zwei Bestandteile der Philosophie Althusser
- Erkenntnisobjekt und Realobjekt
- Welche Beziehung zwischen Realobjekt und Erkenntnisobjekt bei Althusser?
- Über die Problematik, von Produktionsweisen im Plural zu sprechen
- Was steht auf dem Spiel?
- Klassenkampf?
- Ein weiterer Blick ins Theorielaboratorium
- Eine letzte Bemerkung
- Flussnote

II. Teil – Spinoza

7. Kapitel

Die elementaren Prozesse der Befreiung: Vermögen, Erkenntnis, Freiheit
(Spinoza Hauptkapitel)

...

III. Teil – Staat und Politik

....

Wer an anderen Textteilen interessiert ist, möge mir das mitteilen. Ich sende sie gerne zu.
(k.reitter@gmx.net)

... wären alle Sprengversuche Donquichoterie...

„Eine Masse gegensätzlicher Formen der gesellschaftlichen Einheit, deren gegensätzlicher Charakter jedoch nie durch stille Metamorphose zu sprengen ist. Andererseits, wenn wir nicht in der Gesellschaft, wie sie ist, die materiellen Produktionsbedingungen und ihnen entsprechende Verkehrsverhältnisse für eine klassenlose Gesellschaft verhüllt vorfinden, wären alle Sprengversuche Donquichoterie.“ (MEW 42; 93) In diesen knappen und gedrängten Aussagen finden wir das Programm der Marxschen Untersuchung der kapitalistischen Gesellschaft, sein leitendes Erkenntnisinteresse. Dieser Text will es wieder aufnehmen und erneut an das Marxsche Werk richten. Wo, wie und in welcher Form finden sich die Bedingungen für die klassenlose Gesellschaft? Welche Dynamik kann diese Bedingungen produzieren? In welchen Analysen und Passagen meint Marx, den materiellen Voraussetzungen der Klassenlosigkeit auf der Spur zu sein, oder, um die Frage etwas vorsichtiger und mit etwas pessimistischem Unterton zu stellen: worauf baut Marx seine Hoffnungen, es gäbe es so etwas wie verborgene, verhüllte Momente, die zur Überwindung des Kapitalismus befähigen würden?

Angesichts der Textlage bei Marx ist es evident, dass die klassenlose Gesellschaft für Marx grundsätzlich für Freiheit und Befreiung steht, die kapitalistische hingegen für Unfreiheit und Unterdrückung. Das heißt, das Programm der Marxschen Philosophie ist primär ein ethisches. Es geht um die Frage, wo, in welcher Weise und wie durch und in der kapitalistischen Gesellschaft Elemente entstehen, die die Überwindung dieser Gesellschaftsordnung ermöglichen, in dem sie aus der Verborgenheit heraustreten und zu den dominierenden Verhältnissen werden. Es ist eigentlich erstaunlich, wie sehr diese zentrale Fragestellung in der Marxistischen Debatte verschüttet und durch tausend und eine andere Frage ersetzt wurde. Alle diese Thematisierungen haben ihre Berechtigung. Trotzdem liegt im Projekt der Überwindung des Kapitalismus, basierend auf unintendierten Resultaten seiner Entwicklung das „Marxsche“ im Marxismus, dass Spezielle und Besondere, das andere Theorien nicht thematisieren können oder wollen. Wenn wir, wie es oftmals geschieht, Marx bloß als Ökonomen lesen, der uns über die Instabilität und Krisenhaftigkeit des Kapitalismus aufklärt, so finden wir *diese* Position im Prinzip auch bei Keynes. Oder denken wir an eine Theorie der Ausbeutung. Gab es nicht Versuche, etwa von Roemer, eine allgemeine, abstraktere Ausbeutungstheorie zu entwickeln?

Wir können das Denken von Marx ohne den Begriff der Transzendenz nicht erfassen. Durch und in der kapitalistischen Produktionsweise entfalten sich Potentiale, die über diese Gesellschaft hinausweisen, die den Keim einer neuen beinhalten. Wer diese These zurückweist, hat nach meiner Auffassung den Bezug zum Marxschen Denken gekappt. Das sollen die kommenden Kapitel erweisen. Wenn wir die Überwindung der Donquichoterie in den Mittelpunkt stellen, eröffnet sich sofort ein Bündel von Fragen. Was sind „materielle Produktionsbedingungen“ einer freien Gesellschaft, in wie weit verweist die Formel der „entsprechenden Verkehrsverhältnisse“ auf Kompetenzen der Kommunikation? Wie ist die „Verhüllung“ eigentlich zu denken? Und vor allem: Wo vermeint Marx selbst diese Momente erkannt zu haben, was schlägt er uns vor, wo sieht er sie am Werk?

Versuchen wir eine erste Annäherung. Offenbar ist Befreiung und Emanzipation für Marx nur als Prozess zu denken. Wir kennen die berühmte Passage aus der Deutschen Ideolo-

gie: „Kommunismus [ist] die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt...“ (MEW 3; 35) Ob dieser Prozess tatsächlich in ferner Zukunft zu seinem notwendigen Ende kommt und als Resultat eine völlig freie Gesellschaft zeitigt, können wir durchaus offen lassen. Gehen wir vom Hier und Heute aus, sagen wir, Freiheit ist nur als Befreiung denkbar, Emanzipation nur als Prozess. Freiheit ist nur als Befreiung möglich formulierte Herbert Marcuse. Auch die Bedingungen dafür können nicht starr gedacht werden. Befreiung ist ein Prozess, in der die Bedingungen für die Befreiung selbst verändert, ja geschaffen werden. Marx will zeigen, dass die Bedingungen und Möglichkeiten einen geschichtlichen Index tragen, dass also Befreiung nicht jederzeit im selben Ausmaß möglich war oder ist. Was gestern als Moment der Emanzipation wirkte, muss es heute keineswegs. Wenn Marx im zumeist völlig überschätzten *Kommunistischen Manifest* die revolutionäre Rolle der Bourgeoisie lobte, so bezogen sich diese Hymnen auf die Vergangenheit. Die Bourgeoisie spielte eine emanzipatorische Rolle, bereits 1848 war dieses Potential jedoch zunehmend erschöpft. Wir werden diese Sichtweise bei der Debatte um die Lohnarbeit wieder finden. Auch sie trägt einen historischen Index.

Emanzipation, Befreiung, Freiheit, Selbstbestimmung, Autonomie usw. sind erstmals ebenso nur Worte wie die Ausdrücke Entfremdung, Verdinglichung, Ausbeutung und Knechtschaft. Wenn wir ihren Gehalt bei Marx erkennen wollen, müssen wir ihn als das lesen, was er meiner Auffassung auch ist: als Theoretiker der Prozesse der Befreiung. Aus dieser Sichtweise können wir dann auch ehrwürdige Themen neu verstehen. Etwa die abgeschmackte Kritik am vorgeblichen Determinismus bei Marx. Es gibt wohl deterministische Passagen, ohne Zweifel. „Aber die kapitalistische Produktion erzeugt mit der Notwendigkeit eines Naturprozesse ihre eigenen Negation.“ (MEW 23; 791) lesen wir im *Kapital*. Wenn wir aber nach den materiellen Produktionsbedingungen und ihnen entsprechenden Verkehrsverhältnisse für die Prozesse der Befreiung fragen zeigt sich, dass diese deterministischen Passagen wohl nicht mehr als die Hoffnung von Marx ausdrücken, irgendwann könne der Kapitalismus die Befreiung nicht mehr aufhalten.

Wo sollen wir nach Antworten bei Marx suchen? Oder, was ist Ökonomie bei Marx?

Nachdem Marx in seiner ausführlichsten Auseinandersetzung mit Hegel, nämlich der Schrift *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* (Nicht zu verwechseln mit der weitaus populäreren *Einleitung*) sowie der darauf aufbauenden Arbeit *Zur Judenfrage* die Grenzen und notwendigen Limitationen der rein politischen Emanzipation erkannt hat, treten die Verhältnisse innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, allen voran das Kapitalverhältnis, in den Mittelpunkt seiner Analysen. Vereinfachend gesagt, die Ökonomie wird ihm zum Thema. Aber was meint „Ökonomie“ exakt? Dass es sich nicht um eine „richtige, fehlerlose“ Theorie von Preisen und Krisen handeln kann, ist leicht zu vermuten. Die Kritik der politischen Ökonomie, so der Untertitel des *Kapital* muss mehr beinhalten, als alternative Sichtweisen ökonomischer Phänomene. Letztlich muss in ihrer Analyse der Schlüssel zur Überwindung der Donquichoterie liegen. Aber wie ist das möglich?

Ein erstes und wesentliches Merkmal der kapitalistischen Ökonomie besteht in der gleichzeitigen Identität wie Nichtidentität von sozialem Verhältnis und Dingeigenschaft. Die Einmaligkeit der Marxschen Arbeiten zum *Kapital*, die seine Texte von jeder Art von „Ökonomie“ abgrenzen, besteht darin, die Identität wie auch die Nichtidentität von sozialen Verhältnissen und ökonomischen Begriffen zu erkennen und minutiös auszuführen. Es war Marxens große Entdeckung zu erkennen, dass Waren, Wert, Profit usw. gesellschaftliche

Beziehungen *sind*; klarerweise nicht in unmittelbarer Identität. Kritik der politischen Ökonomie meint exakt dies: die Identität wie Nichtidentität von Dingverhältnissen/Wertverhältnissen und sozialen Beziehungen zu erkennen. Daher formuliert Marx als Kritik an der Ökonomischen Theorie: „Sie [die Illusion, entweder von einem Ding oder ausschließlich von einem Verhältnis sprechen zu können K.R.] bricht hervor im Geständnis naiver Verwunderung, wenn bald etwas als gesellschaftliches Verhältnis erscheint, was sie eben plump als Ding festzuhalten meinten, und dann wieder als Ding sie neckt, was sie kaum als gesellschaftliches Verhältnis fixiert hatten.“ (MEW 13; 22) Wäre es Marx nur darum gegangen, inkorrekte Auffassungen über Wert und Profit zu korrigieren, so wäre der Untertitel des *Kapital Kritik der politischen Ökonomie* unverständlich und irreführend, es hätte besser „Eine wahre Ökonomie, die richtige Ökonomie, eine Ökonomie ohne Irrtümer“ und ähnlich lauten müssen. Kritik der politischen Ökonomie meint also die permanente und jederzeitige Rückführung ökonomischer Begriffe und Größen auf soziale Verhältnisse wie umgekehrt, soziale Beziehungen als ökonomische Begriffe ausdrücken zu können. „Das Capital zeigt sich immer mehr als *gesellschaftliche* Macht (...), aber als *entfremdete, verselbständigte gesellschaftliche* Macht, die als Sache – und als Macht des Capitalisten durch diese Sache – der Gesellschaft gegenübertritt.“ (MEGA II 4.2; 337 – MEW 25; 274) Und in den *Resultaten des unmittelbaren Produktionsprozesses* lesen wir: „Im Capital, wie im Geld stellen sich bestimmte gesellschaftliche Produktionsverhältnisse der Personen als Verhältnisse von Dingen zu Personen dar, oder erscheinen bestimmte gesellschaftliche Beziehungen als gesellschaftliche Natureigenschaften von Dingen. Sobald die Individuen sich als freie Personen gegenüberstehen, ohne Salarariat keine Production von Mehrwert, ohne Production von Mehrwert keine capitalistische Production, also kein Capital und kein Capitalist!“ (MEGA II 4.1; 79)

Diese Passagen werden klarerweise nicht nur in diesem Buch zitiert. Sie erfüllen jedoch oftmals bloß die Rolle eines Vorworts oder einer allgemeinen Vorbemerkung, die rasch in den Hintergrund gedrängt wird. Spätestens nach der Diskussion um den Fetischcharakter von Ware und Geld (MEW 23; 85 – 98) kippt die Darstellung zumeist auf die Seite der Wertgrößen und Preiszahlen. Hier werden jedoch andere Wege beschritten. Wir werden in Kürze sehen, wie sehr dieser Doppelcharakter es ermöglicht, den Aufbau des *Kapital* zu verstehen. Wir werden die elementaren Bestimmungen von Wert und Ware in diesem Lichte darstellen und ebenso wird das Pseudoproblem der Verwandlung der Werte in Produktionspreise aus diesem Gesichtspunkt diskutiert. Wobei wir den Gang in die Mathematisierung keineswegs scheuen werden. Ebenso werden wir den tendenziellen Fall der Profitrate keineswegs als bloßes Verhältnis von Wertgrößen verstehen, wie es leider in fast allen diesbezüglichen Debatten geschieht. Vor allem verhindert das Festhalten an dieser speziellen Eigenschaft der kapitalistischen Ökonomie die einseitige Auflösung der Analyse in die Rede des hinter dem Rücken aller wirkenden Wertgesetzes oder gar die Absurdität, das Kapital ausschließlich als „automatisches Subjekt“ (MEW 23; 169) zu fassen, und somit Klassenkampf in all seinen Aspekten, vom Kampf um Würde und Selbstbestimmung bis hin zur Beharren auf Momente der Autonomie als außerökonomisch aus der reinen Bewegungsform des Kapitals auszuklammern, um danach, oftmals mittels Berufung auf Gramsci, diese Momente wieder einzufügen, um dadurch den selbstverschuldeten Ökonomismus zu überwinden.

Eine weitere Besonderheit der kapitalistischen Ökonomie

Trotzdem soll der Einwand, die Konzentration auf Ökonomie, auch in einem möglichst weiten Sinne verstanden, stelle eine Einschränkung dar, nicht leichtfertig vom Tisch gewischt werden. Warum muss das Ökonomische eine so prominente Rolle spielen? Um die Dimension von Ökonomie im Kapitalismus erfassen zu können, ist es sinnvoll, diese von vorkapitalistischen Ökonomien abzugrenzen. Meine These, und ich stütze mich dabei offensichtlich direkt auf Polanyi, lautet: Erst die kapitalistische Ökonomie besitzt eine Eigenlogik und eine eigene Dynamik die es möglich und sinnvoll macht, sei als eigenständiges Objekt zu untersuchen. In vorkapitalistischen Gesellschaften war die materielle Produktion und Reproduktion so mit politischen und sozialen Formen verbunden und verknüpft, dass sie keinen eigenständigen Gegenstand der Erkenntnis ermöglichte. Die kapitalistische Ökonomie kann nicht als Entfaltung oder Verdichtung früherer ökonomischer Formen verstanden werden. Dazu Polanyi: „Die Transformation der vorangegangenen Wirtschaftsformen in das neue System ist so total, dass sie eher der Verwandlung der Raupe in einen Schmetterling gleicht, als jegliche andere Veränderung, die sich in stetem Wachstum und Entwicklung äußert.“ (Polanyi 1978; 70) „Die Wirtschaft ist nicht mehr in die sozialen Beziehungen eingebettet, sondern die sozialen Beziehungen sind in das Wirtschaftssystem eingebettet.“ (Polanyi 1978; 88f) Jene von Polanyi systematisch entwickelten Begriffe, die vergleichende Untersuchungen vorkapitalistischer Wirtschaften ermöglichen sollen, beziehen allesamt soziale, ethische, moralische und vor allem institutionelle Aspekte mit ein. Sowohl der Begriff der Reziprozität, als auch Redistribution, Haushaltung und Marktwesen verweisen auf politische und soziale Institutionen. Sei sind allesamt keine reinen ökonomischen Begriffe im Sinne der Marxschen aber auch der bürgerlichen Ökonomietheorien. Ich vermute, dass die Distanz von Polanyi zu Marx nicht zuletzt dem Umstand geschuldet war, dass Polanyi den Anspruch des *Kapital* missinterpretierte. Wenn der analytische Geltungsanspruch der Kapitalanalyse auf vorkapitalistische Gesellschaften ausgedehnt wird, muss dies tatsächlich wenig ergiebige Ergebnisse zeitigen. „Die kapitalistische Gesellschaft, erklärt Marx, sei eine ökonomische Gesellschaft und somit von den das ökonomische bestimmenden Gesetzen beherrscht, das heißt von Marktgesetzen. Indessen versäumte es Marx, um es milde auszudrücken, darauf hinzuweisen, dass ein solcher Zustand nur in der kapitalistischen Gesellschaft herrscht.“ (Polanyi 1979; 204) Die Ursache für diese Fehlinterpretation lag wohl weniger bei Marx selbst, als bei der damals dominierenden Interpretation, die hegelianisierend die Darstellung im *Kapital* mit der geschichtlichen Entwicklung identifizierte. Polanyi hatte in diesem Punkt völlig recht, es wäre auch seltsam, z.B. der Wirtschaft zur Zeit Hammurabis mit den Begriffen des tendenziellen Falls der Profitrate, der industriellen Reservearmee oder des Extramehrwerts analysieren zu wollen.

Nicht nur Polanyis eigene Studien, auch die Arbeiten zahlreicher anderer HistorikerInnen bestätigt diese Auffassung. Moses Finley etwa kommt in seinen Studien zur antiken Wirtschaft zu ähnlichen Schlussfolgerungen. In den Reflexionen über die gesellschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnisse trat nirgendwo „das Ökonomische“ als für sich existierendes Thema hervor. Weder als unmittelbares Verhältnis, noch als dingliche Eigenschaft konnte sich eine eigensinnige Logik des Ökonomischen entfalten und daher auch erkannt werden. Die Literatur zur Ökonomie war stets konkret und praktisch. Dies zeigen historische Analysen sehr klar. Der Inhalt der „ökonomischen“ Literatur von Xenophons „Oikonomikos“ bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts besteht in zumeist sehr praktischen Ratschlägen für ein bestimmtes wirtschaftliche handelnde Person, verbunden oft mit moralischen Überlegungen bezüglich des guten Lebens. Rationalitätserwägungen, abschätzen von Risiken, Optimierungsstrategien. Diese Überlegungen zielen jedoch immer auf die Op-

timierung eines bestimmten Gutes vom Gesichtspunkt eines konkreten Akteurs aus. „Xenophons Oikonomikos, in der Form eines sokratischen Dialogs abgefaßt, ist ein Lehrbuch für den adeligen Landbesitzer“, so beginnt Finley die Analyse des antiken Klassikers. (Finley 1977; 9) Es geht um die konkrete Ökonomie konkreter Güter – Gebrauchswerte, wie Marx sagt. Gebrauchswertökonomie kann immer nur konkret sein, sie bezieht den Charakter des Gutes ebenso ein wie das wirtschaftende Subjekt selbst. Ökonomie im abstrakten Sinne existierte in der vorkapitalistischen Gesellschaft ebenso wenig wie jene Begriffe, die sie bezeichnen. „Marshall’s Titel [Principles of Economics K.R.] kann man weder ins Griechische noch ins Lateinische übersetzen. Ebenso wenig kann man das mit den Grundbegriffen wie Arbeit, Produktion, Kapital, Investition, Einkommen, Kreislauf, Nachfrage, Unternehmer, Nutzen, zumindest nicht in der abstrakten Form, die die ökonomische Analyse erfordert.“ (Finley 1977; 13) Dass die entsprechenden Begriffe nicht existierten kann natürlich nicht auf ungenügendes Abstraktionsvermögen der antiken Philosophen und Theoretiker zurückgeführt werden. Es fehlte schlicht die mit diesen Begriffen korrespondierende soziale Sphäre. Da die gesellschaftliche Wirkung des abstrakten Werts nicht existierte, existierte auch kein einheitlicher Gegenstand, eben die Ökonomie, die als solche Thema wissenschaftlicher Analysen werden konnte. Erst nach und nach trat die Möglichkeit, und dann rasch die Notwendigkeit hervor, „das Ökonomische“ rein zu analysieren und in Begriffen zu fassen. Der Ausdruck „politische Ökonomie“, „oeconomie politique“ findet sich zwar bereits 1611 in einer Arbeit von Antoine de Montchretien, ein modernes Verständnis von Ökonomie, kündigt sich in dieser Arbeit bestenfalls in Umrissen an. „Bei Montchretien fehlen alle Vorstellungen, daß diese Wirtschaftsgesellschaft ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten besäße, die ihre Bewegung und ihren Zusammenhalt bestimmen würden, und die Märkte sich selbst regulierten. Vielmehr soll sie durch oeconomie politique gelenkt und gefördert werden. Und diese Lenkung obliegt allein dem Monarchen und seinen Ministern; ...“. (Bürgin 1993; 234)

Widerspricht die hier skizzierte Auffassung dem Marxschen Denken? Die aus dem östlichen Staats- und Parteimarxismus hervorgegangene Strömung würde dies unbedingt bejahen. Spricht nicht Marx von Produktionsweisen im Plural? Zweifellos, aber wenn wir näher hinsehen, dann zeigt uns Marx doch fundamentale Unterschiede auf. Auch er, ebenso wie Polanyi, erkennt die unmittelbare Verwobenheit des Ökonomischen in das Soziale für das vorkapitalistische Europa: „Die Feudalität. Die alte bürgerliche Gesellschaft hatte unmittelbar einen politischen Charakter, d.h. die Elemente des bürgerlichen Lebens, wie z.B. der Besitz oder die Familie oder die Art und Weise der Arbeit, waren in der Form der Grundherrlichkeit, des Standes und der Korporation zu Elementen des Staatslebens erhoben.“ (MEW 1; 367f) Das heißt, das Verhältnis, welches die Menschen in Arbeit und Reproduktion des materiellen Lebens eingingen, war mit den politischen, sozialen und imaginären Verhältnissen untrennbar verbunden. Vor allem, und das ist mein zentrales Argument: Es ist unmöglich, für die Antike oder das Mittelalter ein Werk analog zum *Kapital* zu schreiben. In einem strengen Sinne können diese Gesellschaften auch nicht als Produktionsweisen bezeichnet werden. Es existierte wohl Aneignung unbezahlter Arbeit, es existierten ökonomische Phänomene wie Ware und Geld, Handel und Profit, Schuld und Schuldknechtschaft. Aber diese Momente bildeten weder ein eigensinniges, für sich existierendes und daher darstellbares Netz, deren Logik systematisch darzustellen möglich wäre. Der Gegeneinwand, die vorkapitalistischen Verhältnisse seien in der Darstellung im *Kapital* berücksichtigt, unterstellt, in den ersten Kapiteln würde Marx eine vorkapitalistische Ökonomie porträtieren. Die so genannte historische Lesart, die eine Parallelität zwischen der Entfaltung der Begriffe im *Kapital* und der historischen Entwicklung unterstellt, ist in-

zwischen so oft und so überzeugend kritisiert worden, dass mir eine Wiederholung dieser Argumente redundant erscheint. Das *Kapital* handelt von kapitalistischen Verhältnissen, andere werden nur auszugsweise zitiert. Dies wird uns auch die Darstellung des Aufbaus des *Kapital* zeigen.

Selbst die frühen Vorformen kapitalistischer Phänomene unterscheiden sich letztlich im Mechanismus von kapitalistischen gründlich. Im entwickelten Kapitalismus beruht der Profit des Handelskapitals auf den Ausgleich der Profitrate. „Das Kaufmannskapital geht also ein in die Ausgleichung des Mehrwerts zum Durchschnittsprofit, obgleich nicht in die Produktion dieses Mehrwerts.“ (MEW 25; 297) Ein derartiger Mechanismus unterstellt aber eine Dichte und Intensität kapitalistischer Beziehungen, die in vorkapitalistischen Phasen keineswegs gegeben war. Das frühe Handelskapital bezog seinen Gewinn tatsächlich schlicht und einfach aus der Differenz zwischen Einkaufspreis und Verkaufspreis, was Marx mehrfach klipp und klar postuliert. „Sein Gewinn – der Mehrwert, den sein in den Austausch gebrachter Wert ihm erzeugt – scheint so rein aus der Zirkulation zu stammen und daher nur aus der Verlusten der mit ihm Handelnden zusammengesetzt. In der Tat kann Kaufmannskapital rein in dieser Weise entstehen, und die Bereicherung der Handelsvölker, die zwischen industriell weniger entwickelten Nationen Zwischenhandel treiben, entsteht größtenteils auf diese Weise.“ (MEW 43; 26) „Solange das Handelskapital den Produktentausch unterentwickelter Gemeinwesen vermittelt, erscheint der kommerzielle Profit nicht nur als Übervorteilung und Prellerei, sondern entspringt größtenteils aus ihr.“ (MEW 25; 343) Ich will es hier bei diesem Beispiel belassen. Grundsätzlich gilt: Die Mechanismen, die Marx im *Kapital* untersucht besitzen ihre Vollgeltung nur für den Kapitalismus selbst. Diese Schlussfolgerung ergibt sich zwingend aus dem Ansatz: Wenn im *Kapital* das Wechselspiel von sozialem Verhältnis und scheinbaren Dingeigenschaften untersucht wird, so können die Ergebnisse nicht von diesem sozialem Verhältnis losgelöst anderen Verhältnissen übergestülpt werden. Exakt dies ist jedoch das Verfahren des trivialen, nicht Marxistischen bürgerlichen Denkens. Es hat kein Problem damit, Begriffe des Kapitalismus weit in die Vergangenheit zurück zu projizieren. Sogar das Arbeitsvermögen der Steinzeitmenschen wird zum Humankapital, und mache betrieben sogar eine Feuersteinindustrie. Oder, wie Marx ironisch bemerkt: „In Realenzyklopädien des klassischen Altertums kann man den Unsinn lesen, dass in der antiken Welt das Kapital völlig entwickelt war, ‚außer dass der freie Arbeiter und das Kreditwesen fehlten‘.“ (MEW 23; 182 FN) Nun, eine bestimmte Logik besitzt diese Begriffsverwendung wohl, wenn ich den Bezug zum sozialen Verhältnis kappe, dann kann ich Kapitalismus und alle seine Begriffe auf bestimmte Dingqualitäten oder Mechanismen reduzieren, die ich nach Belieben in der Geschichte vorfinden kann. Allerdings ist mir dann das Begreifen des Kapitalverhältnisses nicht mehr möglich.

Das hier gesagte bedeutet klarerweise nicht, dass wir in der Realität des Kapitalismus von außerökonomischen Aspekten, vor allem vom Staat und seinen Interventionen, abstrahieren können. Wir werden das Thema Staat und Politik im dritten Teil dieser Schrift abhandeln. Allerdings ist es analytisch möglich und nötig, das Kapitalverhältnis erstmals für sich ohne Bezug zu Staat oder anderen Faktoren zu untersuchen. Wäre dies nicht möglich, wäre das *Kapital* gescheitert. Die Erkenntnis, welche Phänomene ich sinnvoll für sich untersuchen kann und welche nicht, ist von überragender Bedeutung. Gerade in diesem Punkt zeigt sich das Genie von Marx. Umgekehrt leiden nicht wenige Arbeiten darunter, dass diese analytischen Ebenen nicht korrekt von einander getrennt werden und es ver-

bleibt die billig zu habende korrekte Einsicht, dass alles mit allem *irgendwie* zusammenhängt. Aber an die Stelle des Irgendwie muss das Wie treten.

Zur Positionierung des Kapitalverhältnisses, oder: warum ist es das dominierende gesellschaftliche Verhältnis?

Gesellschaft zeigt sich als Vielheit von sozialen Verhältnissen. Es gibt das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, das Verhältnis der Freundschaft, sexuelle Verhältnisse, das Verhältnis zwischen LehrerInnen und den SchülerInnen usw. Ich bezweifle, ob es möglich ist, alle Verhältnisse taxativ darzustellen. Zudem, und dies ist für die Praxis der Befreiung wesentlich, müssen wir das Verhältnis des Staates zur Gesellschaft berücksichtigen. Der kapitalistische, entfaltete Staat hat die Gesellschaft zu seinem Objekt und interveniert mit einer Vielzahl von Eingriffen und Regulationen. Wie wird im dritten Teil sehen werden, trennt Marx ganz entschieden das Kapitalverhältnis vom Verhältnis Staat zur Gesellschaft und setzt das Kapitalverhältnis prioritär: Der Staat kann nach Marx nur im und durch das Kapitalverhältnis überwunden werden. Dass ganze Flügel des Marxismus hier anderer Ansicht sind, ist offensichtlich – wir werden uns damit auseinandersetzen. Hier geht es einmal nur darum, die Positionierung des Kapitalverhältnisses zu umreißen.

Ebenso wie soziale Verhältnisse nur im Plural zu denken sind, übergreifen die Prozesse der Befreiung und der Unterdrückung das Kapitalverhältnis in jeder Hinsicht. Auch wenn Marx der Auffassung war, erst bestimmte Bedingungen ermöglichen tatsächlich den Prozess der Befreiung – unsere anarchistischen FreundInnen haben da einen anderen Blick – so scheint doch die Universalität von Unterdrückung und Befreiung eine universale Theorie zu erfordern. Unterdrückung und Befreiung existierte lange vor dem Kapitalismus und wir haben wenig Grund zur Annahme, dass eine nachkapitalistische Gesellschaft eine Gesellschaft ohne Konflikt und ohne jede Unterdrückung sowie Widerstand dagegen sein könnte. Es müsste also möglich sein, eine Ethik zu entwickeln, die einerseits die Theorie der Befreiung bei Marx rekonstruiert, zugleich aber in der Lage ist, sie allgemeiner zu formulieren. Dies ist ein Projekt dieses Buches. Und, um es klar auszusprechen: Eine solche Ethik kann nur einen substanziellen Charakter haben. Ich meine sie in der Ethik des Spinoza gefunden zu haben. Damit verfolge ich ein Projekt, das insbesondere aus poststrukturalistischer Sicht als widerlegt erachtet wird. Befreiung ist wie Unterdrückung nicht perspektivisch und irreduzibel vielfältig. Diese Prozesse beruhen auf einem objektiven Kern. Augenscheinlich scheint jedoch die Einheit von Befreiung und Unterdrückung nicht gegeben zu sein. Muss es nicht den Anschein haben, als ob die verschiedenen Linien der Unterdrückung sowie der Widerstand dagegen (geschlechtlich, rassistisch, sexuell, kulturell usw.) zwar miteinander kommunizieren, letztlich aber als eine vielfältige Pluralität zu erkennen und vor allem anzuerkennen seien? An TheoretikerInnen, die höchst differenzierte Philosophien für diese Auffassung anbieten, fehlt es nicht, ich nenne hier nur Foucault und Deleuze. (Dass die Pluralität letztlich durch die Univozität des Seienden als bloße Differenzen nivelliert werden, ist kein Widerspruch.) Wenn die vielfältigen Formen von Widerstand nur das gemeinsam haben, dass sie ebenen widerständig sind, haben sie eigentlich nichts gemeinsam. Dem Widerstand Priorität zuzuweisen – „Der Widerstand ist primär“ – zugleich aber das substanziell Gemeinsame theoretisch auszuschließen, entleert diesen Begriff ebenso wie die Perspektive einer universalen Befreiung unmöglich wird. Holloway hat versucht, das Problem der Vielfältigkeit des sozialen, politischen und kulturellen Widerstandes und einer übergreifenden, gemeinsamen Perspektive der Befreiung zu lösen.

Es sei der binäre Antagonismus zwischen Tun und Getanem, zwischen „power-to-do“ und „power-over“, zwischen kreativer Wirkmacht und instrumenteller Gewalt, der der Vielheit der Widerstandformen eine Einheit gäbe. „Die Tatsache, dass die kapitalistische Gesellschaft durch einen binären Antagonismus zwischen Tun und Getanem charakterisiert wird, bedeutet, dass dieser Antagonismus als Vielfalt von Antagonismen existiert.“ (Holloway 2002; 57) Holloway sieht auch klar, dass ohne übergreifende Momente in den unterschiedlichsten Formen des Widerstandes der Begriff der Emanzipation, der ja für alle und jede gelten soll, aufgegeben werden müsste: „Wird allerdings die Vielfalt in den Mittelpunkt gestellt, und dabei die grundlegende Einheit von Machtverhältnissen vergessen, dann führt dies ebenso zu einem Verlust an politischer Perspektive: Emanzipation wird mithin unvorstellbar, wie Foucault hervorzuheben bemüht ist.“ (Holloway 2002; 93)

Wie Holloway soll hier aber keiner Reprise der Begriffe Haupt- und Nebenwidersprüche das Wort geredet werden. Warum nicht? Weil der Begriff des Widerspruches selbst keine emanzipatorischen Qualitäten ausdrücken kann. Der Widerspruch, offen ausgetragen im Konflikt, *kann, muss aber keineswegs* den Zusammenprall von Prozessen der Befreiung mit jenen der Unterdrückung bedeuten. Je allgemeiner ich den Begriff Widerspruch konzipiere, je mehr ich ihn auch auf alle Formen des Seienden ausweite, desto weniger kann ich Widersprüche mit Fragen der Ethik verknüpfen. Logische Widersprüche zwischen Aussagen beinhalten keineswegs den Konflikt zwischen Befreiung und Unterdrückung, eine derartige Auffassung wäre absurd. Anders gesagt: Ob ein Widerspruch, wie etwa jeder zwischen Tauschwert und Gebrauchswert, den Konflikt zwischen Befreiung und Unterdrückung beinhaltet oder nicht, kann ich aus der *Tatsache des Widerspruches selbst* nicht ablesen. Es spricht überdies wenig dafür, die Konflikte zwischen den Prozessen der Befreiung und den hemmenden Kräften unbedingt als Widerspruch zu bezeichnen. Wir können auch schlicht von Konflikt, Entgegensetzung oder Zusammenprall sprechen. In der Tat erscheint mir der Ausdruck „Widerspruch“ als Zentralkategorie bloß Anzeichen eines sich dem DIAMAT verpflichteten Denkens. Hier wird letztlich die Marxsche Ethik durch eine Ontologie des Widerspruches ersetzt. Nicht mehr das Bedürfnis, ja die Notwendigkeit der Befreiung und der Widerstand gegen Unterdrückung soll den Weg zur freien Gesellschaft ermöglichen, sondern das Wirken objektiver Widersprüche zeitige ein geschichtliches Resultat. Darüber mehr in den Flussnoten.

Alle diese Überlegungen haben bis jetzt nicht plausibel machen können, warum das Kapitalverhältnis hegemoniale Bedeutung besitzen soll. Vor allem: was meint hier hegemonial? Hegemonial bezieht sich keinesfalls auf das Ausmaß an Verletzung von Würde und Unterdrückung. Es wäre absurd zu behaupten, vor allem im unmittelbaren Kapitalverhältnis würden die Menschen ihre größte Unterdrückung erfahren. Intuitiv ist eine solche Behauptung unhaltbar, zudem sind die Probleme einer objektiven Bewertung und Messung wohl nicht zu lösen. Wenig Plausibilität besitzt auch die These, nur im Arbeitsprozess verfügten die Menschen über gestaltende Macht, da ihnen der Weg zum Streik offen stünde. Wer nicht streiken kann, – so diese Logik – verfüge daher nur über sehr eingeschränkte Möglichkeiten, gesellschaftliche und soziale Transformation voranzutreiben. Daraus resultiert der Mythos Generalstreik. Ein Blick auf geschichtliche und gesellschaftliche Prozesse zeigt die Unhaltbarkeit dieser These. Zusammenbruch und Entstehen politischer Systeme waren kaum an Streiks oder gar den Generalstreik gebunden. Vor allem scheint mir diese Sichtweise untrennbar mit dem Leninistischen Konzept der Machtergreifung verknüpft. Auch die Kritik am Leninismus, die Identifikation von Befreiung mit Machtergreifung plus danach folgender sozialtechnischer Umgestaltung der Gesellschaft wurde inzwischen zu

oft in Theorie wie in Praxis widerlegt, so dass weitere Ausführungen nicht nötig sind. Eine Begründung der übergreifenden Bedeutung des Kapitalverhältnisses aus dieser Perspektive erscheint mir also nicht überzeugend.

Da nobles Schweigen zu dieser Frage nicht möglich ist, genauer: nur um den Preis der Relativierung der Bedeutung des Marxschen Denkens, stellt sich also das Problem der Begründung. Ich schlage folgende Argumentation vor: Der Schlüssel liegt auch hier in der Besonderheit des Kapitalverhältnisses. Das entscheidende Argument liegt wiederum im Doppelcharakter von sozialem Verhältnis und scheinbarer Dingeigenschaft. Gerade weil sich das Klassenverhältnis in Wertgrößen und Preiszahlen darstellt, ermöglicht diese dingliche Form, dass die Resultate dieses Herrschaftsverhältnisses (der angeeignete Mehrwert) an anderen Orten und zu einem anderen Zeitpunkt wieder eingesetzt werden kann. In der Geldform ist das Verhältnis ausgelöscht, nicht mehr präsent. Das unterscheidet das Kapitalverhältnis von allen anderen Verhältnissen. Auch kann z.B. das Geschlechterverhältnis symbolisiert werden, aber es kann keine Formen annehmen, in der keine Spur von „Frau“ und „Mann“ mehr aufzufinden ist. Oder denken wir an den Rassismus. Ob er die Form der Grenzkontrolle, die Form von Kulturtheorien, die Form von biologistischen Rassen-theorien oder auch nur die Form eines Alltagsrassismus annimmt, niemals erscheint er in Quantitäten und Qualitäten, die mit dem Rassismus scheinbar nichts mehr zu tun haben und vom Alltagsverstand darauf nicht mehr zurückgeführt werden kann. Anders beim Kapitalverhältnis. Die Zeitordnung zwischen den Klassen nimmt die Dinggestalt des Geldes an. Die Differenz zwischen verausgabter Arbeitszeit und erhaltenem Zeitquantum in Form des Arbeitslohnes zeigt sich am Geld nicht. Zugleich durchdringt aber das Geld, sei es bloß als Geld oder aber auch als Kapital, die gesamte Gesellschaft. Da tendenziell „alles“ Warenstatus annehmen kann und annimmt, unterliegt „alles“ den Mechanismen der kapitalistischen Herrschaft. Die Resultate des Kapitalverhältnisses, die Verfügungsgewalt über das Kapital, sie es in sachlicher, sei es in Geldform, bestimmt und reguliert sowohl die *Zeit- wie die Raumordnung* weltweit. Warum einige an den schönsten, interessantesten und gesündesten Plätzen dieser Erde wohnen oder sie bereisen können, andere ihr Leben in Staub und Dreck zubringen müssen, wird durch die dingliche Form, also durch Warenwert und Geld, des Kapitalverhältnisses geregelt. Wir müssten auch bei diesem Thema noch weiter in die Tiefe gehen: Die Ordnung der Städte, die Gestaltung der Landschaft, die gesamte sinnlich materielle Wirklichkeit wird tendenziell durch dieses Verhältnis geregelt.

Zugleich konstituiert das Kapitalverhältnis auch die Zeitordnung. Die Imperative der Kapitalakkumulation bestimmen nicht nur das Verhältnis der Arbeits- und Ruhezeiten (bzw. ihr Ineinanderfließen in postfordistischen Verhältnissen), auch die anderen Zeiten des Lebens, allen voran die Zeit der Ausbildung, wird funktional auf die Bedürfnisse der kapitalistischen Herrschaft und der damit notwendig verknüpften sozialen Hierarchie ausgerichtet. Auch hier gilt: Wäre das Kapitalverhältnis nur ein bloßes Verhältnis, wäre diese Wirkungen in diesem Ausmaß unmöglich. Nur weil es sich als Dingeigenschaft darstellt, wirkt es (und muss es wirken) scheinbar unabhängig von diesem Verhältnis selbst. Mit Geld in der Tasche verfüge ich über vergangene aber auch zukünftige und gegenwärtige Arbeits- und damit Lebenszeit anderer. Solange Geld als Geld fungiert ist zu unterstellen, dass dieses Verfügen über die Zeit anderer mir meine eigene Zeit gekostet hat. Fungiert aber Geld als Kapital so impliziert dies die Aneignung der Arbeitszeit anderer ohne jede Gegenleistung, je größer das Kapital, desto mehr kann ich mir aneignen. Die dingliche Form, die Werteigenschaft der Waren und das Geld, lässt diese Zeitordnung nicht mehr hervortreten. Mit dem Eigentum- und Warenstatus von Grund und Boden, mittels Geld zu kaufen, ist der

Bezug zur Aneignung unbezahlter Arbeitszeit, also zur Zeitordnung vollkommen ausgelöscht.

Das Kapitalverhältnis regelt nicht nur die Zeit- und Raumordnung, vor allem sind es die kapitalistischen *Formen*, in denen sich das gesellschaftliche Leben vollzieht. Die Marxsche Formkritik wird uns immer wieder beschäftigen. Dass das Arbeitsprodukt Warenform, die Produktionsmittel Kapitalform und schließlich Grund und Boden die Form des modernen Grundeigentums annimmt, strukturiert nicht nur das Ökonomische im engeren Sinne, sondern das gesamte soziale Leben. Dadurch werden auch jene Verhältnisse, die nicht unmittelbar kapitalistisch organisiert sind – der gesamte formal nicht kapitalistische Bereich, von der Subsistenzwirtschaft bis hin zu kommunalen und kollektiven Initiativen und Projekten – indirekt dem Kapitalverhältnis unterworfen. Wenn wir zudem den Staat als die notwendige Form begreifen, in der sich das Gemeinwesen in der entfalteten Klassengesellschaft organisieren muss, ist klar, dass das Kapitalverhältnis mitsamt den notwendig mit ihm verknüpften Formen das gesamte soziale, politische und gesellschaftliche Leben durchdringt und bestimmt. Die Verhältnisse und Konflikte in der unmittelbaren Produktion sind selbstredend nur ein Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Aber auch außerhalb dieser Sphäre gelten und bestimmen die Formen der kapitalistischen Produktionsweise. *Kein Verhältnis, keine Form der Unterdrückung kann von Geld und kapitalistischen Eigentumsformen abstrahieren. Jeder nur denkbare Prozess der Befreiung und der Unterdrückung vollzieht sich im Medium der dominanten kapitalistischen Formen.* Ausschließlich aus diesem Grund können wir von der gesellschaftlichen Hegemonie des Kapitalverhältnisses sprechen. Die kapitalistischen Formen stellen somit das Medium dar, in der sich alle gesellschaftlichen Prozesse vollziehen. Wie Maria Asenbaum und Katherina Kinzel in einem sehr präzise argumentierenden Text zeigen, kann der Versuch, feministische Theorien irgendwie an die Kapitalanalyse andocken zu wollen, als gescheitert betrachtet werden. „Denn die Verbindung von Marxismus und Feminismus ist nichts, das sich theoretisch erleiten lässt, sondern muss politisch gewollt und befördert werden.“ (Arsenbaum, Kinzel 2009; 11) Es existieren zahllose Formen von Unterdrückung, die weit älter als der Kapitalismus sind, und sich eben nicht logisch aus dem Kapitalverhältnis ableiten lassen. Es sind für sich bestehende und für sich erkennbare Verhältnisse. Analytisch setzt das Verständnis des Patriarchats keineswegs die exakte Kenntnis der Kapitalanalyse voraus und umgekehrt. Aber alle existierenden Unterdrückungsverhältnisse verbinden und verknüpfen sich mit dem Kapitalverhältnis und bewegen sich in den Formen und Institutionen des Kapitalismus. Dieser Zusammenhang ist offensichtlich.

Zu Geltung, Aufbau und Methode des *Kapital*

Über Geltung, Aufbau und Methode des Marxschen *Kapital* existiert eine kaum noch zu überblickende Literatur. Diese kann hier nicht im Detail analysiert werden. Stattdessen möchte ich eine alternative Sichtweise vorschlagen, die, abgesehen von einer kleinen Broschüre die ich gemeinsam mit Gerhard Hanloser geschrieben habe, soweit ich sehe nirgendwo expliziert wurde. Diese Sichtweise ist einfach und klar: Die Darstellung im *Kapital* wird konsequent als Wechselspiel zwischen dem je analysierten sozialen Verhältnis und der Entwicklung der Begriffe verstanden. Im Wesentlichen sind es drei Verhältnisse: Erstens das Verhältnis freier und gleicher Waren- bzw. GeldbesitzerInnen, zweitens das individuelle Verhältnis des Kapitals zur Arbeitskraft und drittens das gesamtgesellschaftliche Klassenverhältnis. Wobei die Trennung zwischen dem zweiten und dem dritten Verhältnis nicht so exakt von einander trennbar ist, wie die Oberfläche der Zirkulation von der

Produktion und der tatsächlichen Zirkulation. Wie ich auch zeigen werde, entspricht die Entwicklung der Begriffe dem Gang durch diese Verhältnisse. Die LeserInnen ahnen bereits, dass z.B. der scheinbare Widerspruch zwischen dem ersten Band des *Kapital* (Die Preise schwanken um die Werte) und dem dritten Band (Die Preise schwanken um den Produktionspreis) einfach das erweiterte soziale Verhältnis reflektiert. Begriffe reflektieren die sozialen Verhältnisse, das hat Marx sehr klar ausgesprochen: „Er [Proudhon K. R.] hat nicht gesehen, dass die ökonomischen Kategorien nur Abstraktionen dieser realen Verhältnisse, dass sie nur so lange Wahrheiten sind, wie diese Verhältnisse bestehen.“ (Marx an Annenkov 28. 12. 1846) Wenn wir die Identität und Nichtidentität von sozialem Verhältnis und Dingeigenschaften, die in Begriffen gefasst werden, nicht bloß als Lippenbekenntnis verstehen, liegt eine solche Sichtweise wohl auf der Hand.

Verdunkelt wird diese Interpretation freilich sowohl durch eine Hegelsche Lesart des *Kapital* als auch in Antihegelschen Alternativen. Für den Hegelmarxismus muss es der Widerspruch im Begriff sein, der die Darstellung vorantreibt. Eine aktuelle Version dieser Interpretation finden wir unter anderem im Werk von Chris Arthur's Buch *The New Dialectic ans Marx's Capital* (Arthur 2002) Arthur interpretiert den Aufbau des *Kapital* sowohl als „reflection into self“ als auch „reflection into other“. „The ‚Idea of Capital‘ is to be developed in two distinct dimensions, namely, the moments that arises from its development within itself – in Hegelian terms its reflection into itself – on the one hand, and the moments that arise from its development into a system of capitals – in Hegelian terms, its reflection against itself into another – on the other hand.“ (Arthur 2005; 219) Ebenso wie Hegel in der *Logik* mit abstrakten Begriffen beginnt (Sein, Nichts, Werden), um daraus dialektisch das System zu entfalten, würde Marx im *Kapital* ebenso mit abstrakten Begriffen (Ware, Wert) beginnen, um das System des Kapitalismus zu entwickeln. Das Treibende sei der Widerspruch. „I say logic demands such a transformation of $W - G - W$ to $G - W - G$. This has nothing to do with empirical tendency, because the logical potential may be blocked for various reasons. It is simply that value is more adequately grounded in $G - W - G$ than it is in $W - G - W$.“ (Arthur 2005; 206 [Ich habe seine Schreibweise CMC bzw. MCM durch jene im *Kapital* ersetzt]) Es ist also nicht der Wechsel vom sozialen Verhältnis einfacher WarenbesitzerInnen zum Kapitalverhältnis, welches die Entfaltung der Begriffe ermöglicht, sondern „logic demands“. Damit ist Marx als Hegelianer festgeschrieben. Marx, so muss das Argument lauten, würde prinzipiell das Hegelsche Verfahren auf einen bestimmten Gegenstand, eben das *Kapital*, anwenden. „And what Arthur and other new dialecticians have argues is that what Marx learned from Hegel's *Logic* was a non-linear method of deploying and sequencing the categories necessary to explain a system in motion.“ (Kincaid 2005; 31)

Aber das Kapital ist auch keine nichtdialektische Entfaltung eines umfassenden Strukturbegriffes, wie Althusser meint. Ob dialektisch oder strukturell, beide Konzeptionen verbleiben auf der Ebene der Entfaltung des Begriffs, wie Althusser auch explizit betont. „Wir verlassen im Gegenteil vom 1. bis zum 3. Buch nie die Ebene der Abstraktion, d.h. die Ebene der Erkenntnis der ‚Produkte des Denkens und Begreifens‘, die *Ebene des Begriffs*. Wir gehen nur im Inneren der Abstraktion des Erkennens vom Begriff der Struktur und ihrer allgemeinsten Wirkungen zu ihren besonderen Wirkungen über.“ (Althusser 1972; 256) Während der Hegelmarxismus das *Kapital* als dialektische Entfaltung des Begriffs liest, liest es Althusser als nichtdialektische Explikation eines denkerzeugten Strukturbegriffs. Ebenso wie die Hegelianische Interpretation will Althusser den Rekurs auf reale soziale Verhältnisse als das treibende der Darstellung nicht erkennen. Nur stritt an die Stelle der

dialektischen Entfaltung die theoretische Produktion eines denkerzeugten Erkenntnisobjektes. Wir werden uns mit der Interpretation des Marxschen Denkens durch Althusser noch ausführlich beschäftigen. Jetzt will ich bloß festhalten, dass beide Strömungen das Wechselspiel zwischen analysierten Sozialverhältnis und der Begriffsbildung nicht in den Blick nehmen.

Der Gegenstand, oder besser die Gegenstände des *Kapital* sind also real existierende soziale Sphären, die Marx ausgehend von ihrer Janusköpfigkeit hinsichtlich der darin entstehenden (oder auch nicht entstehenden) emanzipatorischen Momente untersucht. Daher sind *Kapital* und seine Vorarbeiten *nicht* durch die Entwicklung des Werts- bzw. Kapitalbegriffs in seiner Eigenlogik angetrieben. Backhaus hat das Verfahren von Marx zutreffend beschrieben: „Es kann also keine Rede davon sein, dass am Anfang der Gedankenentwicklung Axiome und Grundannahmen stehen, aus denen sich andere Sätze deduzieren lassen. Am Anfang eines jeden Abschnitts stehen Kategorien, die in den Lehrbüchern der bürgerlichen Ökonomie vorgefunden werden und selbst ein Stück sozialer Wirklichkeit sind.“ (Backhaus 1997; 101) Es sind Sphären der sozialen Wirklichkeit, die Gegenstand und Tempo der begrifflichen Entwicklung vorgeben. Die Entwicklung gibt es insofern, als die Begriffe nach und nach eine tiefere und reichere Bestimmung erfahren, ja wir können sagen, sie werden ständig neu und reicher bestimmt. Dies ist aber keiner Logik der Begriffsentwicklung geschuldet, sondern entspringt aus den immer komplexeren sozialen Verhältnissen.

Das es sich um keine strenge Deduktion handelt, sind auch Fehler und Unschärfen später durchaus zu korrigieren. Das *Kapital* ist kein Schachspiel, in dem ein falscher Eröffnungszug nach fünfzig Zügen das Matt bedeutet. Jeder Begriff kann nur auf der Stufe der sozialen Wirklichkeit bestimmt werden, die der Analyse zugrunde liegt. Der Einwand von Michael Heinrich, es gäbe im *Kapital* einen fehlenden Übergang vom Geld zum Kapital, und Marx würde lakonisch die Zirkulationsform $G - W - G$ einfach als „vorgefunden“ (Heinrich 1999; 253) setzen, ist vollkommen unverständlich. Der geldvermittelte Warentausch, der Markt, existiert ebenso real wie die Anwendung der Arbeitskraft in der Produktion. Nicht eine obskure Logik des Begriffs treibt die Darstellung voran, sondern die Notwendigkeit, soziale Verhältnisse adäquat zu erfassen. Marx schreibt kein Pendant zur Hegelschen *Logik*. Denn wenn dies so wäre, dann würde jene Kritik an Marx durchaus zutreffen die da lautet: Marx würde die realen gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse einfach einem ausgedachten Theorieschema unterwerfen, die soziale Wirklichkeit einfach in ein Begriffschema hineinstopfen. Tatsächlich ist es Marx selbst, der Hegel diese Vorgangsweise vorwirft! Marx hat also überhaupt nichts auf die sozialen Verhältnisse des Kapitalismus „angewendet“. Keine vorher gefertigte materialistische Weltanschauung, keine dialektische Seinslogik, in der alle dialektischen Begriffskonstellationen bereits fix und fertig vorhanden sind und nur noch darauf warten, mit Stoff gefüllt zu werden. Diese Methode wirft Marx Hegel vor, er habe anstatt der Logik der Sache, die Sache der Logik entwickelt. Konkret geht es um das Verhältnis von Staat und Gesellschaft, wie es von Hegel in seiner *Rechtsphilosophie* entwickelt wird. „Nicht die Logik der Sache, sondern die Sache der Logik ist das philosophische Moment, Die Logik dient nicht zum Beweis des Staates, sondern der Staat dient zum Beweis der Logik.“ (MEW 1; 216) „So ist die ganze Rechtsphilosophie nur Parenthese zur Logik“ (MEW 1; 217) Gerade diese, natürlich virtuos gehandhabte Anwendung einer schon vorher vorliegenden Logik ermöglicht es Hegel, zu jenen Schlussfolgerungen zu kommen, die er intendiert, konkret seine Staatsphilosophie an die spezifischen Verhältnisse in Preußen anzupassen. „Hegel gibt seiner Logik einen politi-

schen Körper; er gibt nicht die Logik des politischen Körpers.“ (MEW 1; 250) Den Weg zur Erkenntnis, also die eigene Methode, hat Marx bereits 1844 umrissen: „Das Begreifen besteht aber nicht, wie Hegel meint, darin, die Bestimmungen des logischen Begriffs überall wiederzuerkennen, sondern eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes zu fassen.“ (MEW 1; 296) Diese Kritik von Marx gilt nicht bloß dem spezifischen Verhältnis von Staat und Gesellschaft, sondern klarerweise für jedes Verhältnis. Wenn er sich zuerst auf die „eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes“ der Oberflächenform der Zirkulationssphäre konzentriert um dann auf die Logik der Produktionssphäre überzuwechseln, so sind diese Gegenstände keineswegs eine theoretische Schöpfung; auf die unsinnige Formel des Gegensatzes von Erkenntnisobjekt und Realobjekt von Althusser werden wir noch eingehen. Die Gegenstände sind also gegeben, es stellt sich nur die Frage, ob sie auch angemessen analysiert werden.

Das Nachdenken über Verhältnisse sind nicht die Verhältnisse selbst, das ist trivial. Aber das Nachdenken muss den Verhältnissen entsprechen, sie zur Sprache bringen, sie in Begriffen fassen. Oder, wie Spinoza kurz und bündig definiert: „Eine wahre Idee muss mit ihrem Gegenstand übereinstimmen“ (E, I, Axiom 6) Wird anstelle der Logik der Sache die Sache der Logik, das Realobjekt also durch das Gedankenobjekt ersetzt, dann mag das Denken zwar an Realverhältnissen ihren Ausgangspunkt nehmen, beschäftigt sich im Zuge der Entwicklung jedoch nur noch mit sich selbst.

Marx hat diesen Prozess detailliert und nicht ohne Ironie dargestellt: „Ist jedes Ding auf eine logische Kategorie und jede Bewegung, jeder Produktionsakt auf die Methode reduziert, so folgt daraus, daß jeder Zusammenhang von Produkten und Produktion, von Dingen und Bewegung sich auf eine angewandte Metaphysik reduziert. Was Hegel für die Religion, das Recht etc. getan hat, sucht Herr Proudhon für die politische Ökonomie zu tun. Was ist somit diese absolute Methode? Die Abstraktion der Bewegung. Was ist die Abstraktion der Bewegung? Die Bewegung im abstrakten Zustande. Was ist die Bewegung im abstrakten Zustande? Die rein logische Formel der Bewegung oder die Bewegung der reinen Vernunft. Worin besteht die Bewegung der reinen Vernunft? Sich zu setzen, sich selbst entgegenzusetzen, und schließlich wieder sich mit sich selbst in eins zu setzen, sich als These, Antithese, Synthese zu formulieren, oder schließlich sich zu setzen, sich zu negieren und ihre Negation zu negieren. Wie stellt es die Vernunft an, um sich als bestimmte Kategorie hinzustellen, zu setzen? Das ist die Sache der Vernunft selbst und ihrer Apologeten. Aber, einmal dahin gelangt, sich als These zu setzen, spaltet sich diese These, indem sie sich selbst entgegenstellt, in zwei widersprechende Gedanken, in Positiv und Negativ, in Ja und Nein. Der Kampf dieser beiden gegensätzlichen, in der Antithese enthaltenen Elemente bildet die dialektische Bewegung. Das Ja wird Nein, das Nein wird Ja, das Ja wird gleichzeitig Ja und Nein, das Nein wird gleichzeitig Nein und Ja; auf diese Weise halten sich die Gegensätze die Waage, neutralisieren sie sich, heben sie sich auf. Die Verschmelzung dieser beiden widersprechenden Gedanken bildet einen neuen Gedanken, die Synthese derselben. Dieser neue Gedanke spaltet sich wiederum in zwei widersprechende Gedanken, die ihrerseits wiederum eine neue Synthese bilden. Aus dieser Zeugungsarbeit erwächst eine Gruppe von Gedanken. Diese Gedankengruppe verfolgt dieselbe dialektische Bewegung wie eine einfache Kategorie und hat zur Antithese eine gegensätzliche Gruppe. Aus diesen zwei Gedankengruppen entsteht eine neue Gedankengruppe, die Synthese beider. Wie aus der dialektischen Bewegung der einfachen Kategorien die Gruppe entsteht, so entsteht aus der dialektischen Bewegung der Gruppen die Reihe (série) und aus der dialektischen Bewegung der Reihen das ganze System. Man

wende diese Methode auf die Kategorien der politischen Ökonomie an, und man hat die Logik und die Metaphysik der politischen Ökonomie, oder mit anderen Worten: Man hat die aller Welt bekannten ökonomischen Kategorien in eine wenig bekannte Sprache übersetzt, in der sie aussehen, als seien sie soeben funkelneu einem reinen Vernunftkopf entsprungen; dergestalt scheinen diese Kategorien einander zu erzeugen, sich zu verketteten und aneinanderzugliedern, vermittelt der bloßen Tätigkeit der dialektischen Bewegung.“ (MEW 4; 128f)

Sehen wir uns nun den Aufbau des *Kapital* etwas genauer an.

Zu Beginn: das soziale Verhältnis freier und gleicher WarenbesitzerInnen

Im ersten Abschnitt des *Kapital* untersucht Marx eine *Realsphäre* der bürgerlichen Gesellschaft und zwar jenes scheinbar unabhängiger WarenbesitzerInnen. Auf der Oberfläche der Zirkulation erscheint eine Ware so gut wie die andere, ein Warenbesitzer unterscheidet sich nicht prinzipiell von den anderen. Es sind wirkliche soziale, ökonomische Verhältnisse, die der Analyse zugrunde liegen. Gerade weil es sich dabei nicht um eine logische Etappe der Begriffsentwicklung handelt, sondern um tatsächliche, wirkliche Verhältnisse, kann (und muss) diese Sphäre zur Basis der bürgerlichen Affirmation der Verhältnisse werden. Die Gleichheit und Freiheit, die Austausch von Äquivalenten ist *real*. An der Tatsache der GeldbesitzerInnen und ihrer Käufe, bzw. Verkäufe ist nichts Abstraktes sondern alle diese Begriffe verweisen auf Realität. Allerdings finden wir in der Analyse dieser Realsphäre keine Spur von Dynamik, Veränderung oder gar von emanzipatorischen Momenten. (Ob der Markt selbst etwas Befreiendes beinhaltet, wird im nächsten Kapitel besprochen.) Aber, und das ist die Pointe bei Marx, er zeigt, dass diese Sphäre aus sich gar nicht begriffen werden kann, sie ist nicht selbständig, sie kann nicht für sich stehen. Seine Argumentation ist in den *Grundrissen* im Vergleich um *Kapital* etwas unterschiedlich, ich werde die Darstellungen im Detail diskutieren. Im *Kapital* führt er seine Darstellung systematisch in eine argumentative Krise: „Kapital kann also nicht aus der Zirkulation entspringen und es kann ebenso wenig aus der Zirkulation nicht entspringen. Es muss zugleich in ihr und nicht in ihr entspringen.“ (MEW 23; 180) Damit kündigt sich der erste systematische Perspektivwechsel im *Kapital* an. Wir kennen die Lösung, es ist die Analyse der Lohnarbeit, der Wechsel von der Sphäre der Zirkulation in jene der Produktion. Tatsächlich ist die Zirkulation nur aus der Perspektive der Produktion verständlich, hier entsteht das Benennmaterial, die „Waren“ die „stets von neuem und von außen in“ die Zirkulation geworfen werden müssen, „wie Brennmaterial ins Feuer.“ (MEW 42; 180) Dieser Perspektivwechsel ermöglicht nicht nur den Nachweis, dass die Gleichheit und Freiheit auf Ungleichheit und Unfreiheit beruht, nicht nur den Nachweis des Nichtaustausches von Äquivalenten, er ermöglicht vor allem den Gesichtspunkt der zweifachen Zeitordnung und damit verknüpft, die Formkritik der kapitalistischen Ökonomie. Wenn oben gesagt wurde, Marx meint im Kapitalismus zwei widersprechende Zeitordnungen zu erkennen, wenn die Überschreitung dieser Produktionsweise in ihr selbst angelegt sein soll, dann ist - das sei zugegeben - dieser Aspekt im ersten Abschnitt im *Kapital* weder darstellbar noch erkennbar. Die Oberfläche der Zirkulation erscheint in der Tat glatt, friktionslos, zwar verkehrt und verdinglicht, fetischisiert aber ohne Transzendenz und Möglichkeit ihrer Überschreitung.

Von Gleichheit zu Ungleichheit, von Äquivalententausch zur Ausbeutung

Der erste Bruch, der erste Wechsel der Perspektive ist ein grundlegender. Nun lassen sich die Verhältnisse so erkennen, wie sie sind. Die Tatsachen der Realsphäre der Zirkulation bleiben als reale bestehen, aber sie ruhen auf der Sphäre der Produktion auf. Der zweite Wechsel der Perspektive ist nicht so schroff. Marx untersucht einmal das Kapitalverhältnis punktuell, aus der Perspektive eines beliebigen Einzelkapitals dem ein Teil des Proletariats gegenübersteht. Spätestens im III. Band untersucht Marx das Verhältnis von Gesamtklasse zu Gesamtklasse. Auch hier finden wir die rhetorische Figur der Aporie der Darstellung: „Andererseits unterliegt es keinem Zweifel, dass in der Wirklichkeit, von unwesentlichen, zufälligen und sich ausgleichenden Unterscheiden abgesehen, die Verschiedenheit der durchschnittlichen Profitraten für die verschiedenen Industriezweige nicht existiert und nicht existieren könnte, ohne das ganze System der kapitalistischen Produktion aufzuheben. Es erscheint also, dass die Werttheorie hier unvereinbar ist mit der wirklichen Bewegung, unvereinbar mit den tatsächlichen Erscheinungen der Produktion und dass daher überhaupt verzichtet werden muss, die letzteren zu begreifen.“ (MEW 25; 162) Die Lösung liegt in der konsequenten Darstellung des Gesamtklassenverhältnisses, das nun auch eigener Begriffe bedarf. Aber bereits im I. und noch mehr im II. Band finden sich zahlreiche Vorgriffe auf dieses Gesamtverhältnis. Diese Durchdringung entspricht der Natur des sozialen Verhältnisses. Das Kapitalverhältnis in einem einzelnen Kapital und das gesamte Verhältnis von Klasse zu Klasse lassen sich nicht so sauber trennen wie das Verhältnis von Waren- und Geldbesitzer zueinander von der Anwendung der Lohnarbeit. Roman Rosdolsky hat diesen zweiten Übergang, jenem von Einzelkapital zum Gesamtkapital wohl gesehen und mit der Formel von Übergang vom „Kapital im allgemeinen“ zu den „vielen Kapitalen“ zu fassen versucht. „Der eigentliche methodologische Unterschied beginnt erst mit dem III. Band.“ (Rosdolsky 1974; 72) Rosdolsky liest leider nicht nur das Kapital aus einer Hegelschen Perspektive sondern fokussiert den III. Band fast ausschließlich auf das Verhältnis der Kapitalien zueinander. Während Marx, so können wir seine Ausführungen zusammenfassen, unter dem Gesichtspunkt des „Kapitals im allgemeinen“ vorwiegend das Verhältnis Kapital – Proletariat untersucht, würde im III. Band unter dem Gesichtspunkt der „vielen Kapitale“ vor allem die Konkurrenz, also das Verhältnis zwischen den Kapitalen, im Vordergrund stehen. Rosdolsky ist zuzustimmen, systematisch wird die Auswirkung der Konkurrenz erst im III. Band unter dem Titel Ausgleich der Profitrate untersucht. (Im I. Band spielt Konkurrenz wohl bei der Gewinnung des Extramehrwerts eine Rolle.) Allerdings, und hier zeigt sich der Preis einer all zu begriffslogischen, von Hegel inspirierten Lesart, sind es gerade die Folgen der Konkurrenz die die individuellen KapitalistInnen zur Klasse zusammenschweißen. Diesen Klassenbildenden Aspekt arbeitet Rosdolsky leider nicht klar heraus.

Wenn der zweimalige Perspektivwechsel im *Kapital* nicht verstanden und rezipiert wird, wird die Frage der Dynamik des Kapitalismus nicht mehr am Werk selbst diskutierbar. Warum? Auf der Ebene der Oberfläche der Zirkulation kann eine sprengende Dynamik überhaupt nicht aufgewiesen werden. Freie und Gleiche tauschen contrafaktisch geldvermittelt Äquivalente. Das ist und das bleibt so. Ja noch mehr, aus vielen Überlegungen lässt sich annehmen, dass der geldvermittelte Tausch auch während einer möglichen Transformationsperiode bestehen bleibt. Aber auch im historischen Rückblick zeigen sich die Phänomene von Ware und Geld sehr früh. Wenn wir also ausschließlich auf der Analyse diese Realsphäre aufbauen, wenn wir die dort entwickelten Kategorien wie Ware und Geld, Gebrauchswert und Tauschwert in und her wenden, wir werden keine Dynamik, keine irreversiblen Prozesse begreifen und erkennen können. Erst aus der Perspektive der Anwendung der Arbeitskraft erkennen wir, dass „aber in der Tiefe ganz andere Prozesse vorgehen,

in denen diese scheinbare Gleichheit und Freiheit der Individuen verschwindet.“ (MEW 42; 173) Aber auch die Analyse des Gegensatzes von individuellem Einzelkapital und seinem Proletariat hat Mängel. Insgesamt ist die Dynamik des Klassenverhältnisses nur auf der Ebene der Gesamtgesellschaft erkennbar, um diese zu erkennen, müssen wir also die Perspektive des Einzelkapitals verlassen. Das heißt, wir müssen den Ausgleich der Profitrate wie den tendenziellen Fall der Profitrate als Manifestation der Klassenherrschaft wie der Dynamik des Kapitalismus verstehen. Wir haben es mit einer zweifachen, verschränkten Dynamik zutun, der Dynamik der Akkumulation des Kapitals und der Dynamik des Widerstandes dagegen.

Eine reine Dynamik?

Wenn wir also sagen, Marx untersucht nach einander soziale Sphären, - die Oberfläche der Zirkulation, das einzelne Verhältnis zwischen KapitalistInnen und Proletariat, die gesamtgesellschaftliche Zirkulation und letztlich das Verhältnis der Klassen zueinander, so entfalten wir damit erstmals eine synchrone Betrachtungsweise. Alle diese Verhältnisse existieren gleichzeitig. Aber sie sind real geschieden. Der einzelne Kapitalist tritt auf dem Markt ebenso wie der Proletarier auf, zugleich handelt er in seinem Unternehmen als Kapitalist gegenüber seinem Proletariat, ebenso steht er in Konkurrenz aber auch in Verflechtung mit den anderen Kapitalien. Die Besonderheit der kapitalistischen Ökonomie ist ihre offensichtliche Dynamik. Kapitale wachsen, zentralisieren und konzentrieren sich, die Produktivkraft der Arbeit muss erhöht werden, das Kapitel geht von der formellen zur reellen Subsumtion über, die wachsende Produktivität drückt sich im tendenziellen Fall der Profitrate aus und vor allem muss das Kapital immer wieder neue geschichtsgesellschaftliche Wege finden, das Proletariat durch mannigfache Mittel (Zwang, Ideologie, Selbstaktivierung, Integration usw.) als nützliche Arbeitskraft zu installieren. Es muss permanent auf den Widerstand in all seinen reichen und unterschiedlichen Formen reagieren und umgekehrt ebenso eine differenzierte Palette an Methoden entwickeln, die lebendige Arbeitskraft so zu beherrschen, dass sie im Sinne des Kapitals optimal funktioniert. Vor allem geht Marx ja davon aus, dass im Zuge der geschichtlichen Entfaltung des Kapitalverhältnisses die Potentiale der Befreiung anwachsen.

Wir verhalten sich nun diese Dynamiken zur synchronen Analyse? Marx hat sehr wohl die beobachtbare Dynamik seiner Epoche in das Kapital eingearbeitet. Insofern besitzt die an sich unrichtige These, das *Kapital* würde den Kapitalismus des 19. Jahrhunderts porträtieren, ein Fünkchen Wahrheit. Ein Beispiel für diese Dynamik ist etwa der Übergang von der Manufaktur zur großen Industrie. Aber Marx ging es um die Dynamik überhaupt. Aber können wir die Zukunft theoretisch vorwegnehmen? Können wir den zukünftigen Verlauf des Kapitalismus vorhersagen? Wenn Marx im *Kapital* die Verhältnisse sozusagen synchron untersucht, zugleich aber versucht, die Dynamik, die Prozesse der Veränderung zu erkennen, in wie weit und in welchem Ausmaß müssen diese Veränderungen den Strukturzusammenhang selbst betreffen?

Lassen wir einige Antworten Revue passieren. Die aus dem Staats- und Parteimarxismus hervorgegangene Strömung ordnet eben das *Kapital* dem 19. Jahrhundert zu, erst Lenin hätte die darauf folgende Epoche vor allem durch seine Imperialismusschrift auf den Begriff gebracht. Diese Auffassung wurde wohl zu oft einer Kritik unterzogen, wir können es bei der Nennung belassen. Interessanter scheint mir die These, der Kapitalismus müsse im Laufe seiner Geschichte mit sich selbst identisch werden. Diese Sichtweise impliziert

ein Eidos, eine wahre Form des Kapitalismus, eben seine reine Form. Der historische Prozess muss dann als tendenzielle Annäherung an diese reine Form interpretiert werden, so, als ob sich der Kapitalismus nach und nach von allen nichtkapitalistischen und vorkapitalistischen Elementen reinigen würde. Stefan Breuer hat zeitweilig diese Auffassung vertreten. „Totalität ist keine Erfindung herrschsüchtiger Intellektueller, sondern eine Realität, die sich nicht einfach wegdekretieren läßt. Sie manifestiert sich in der Tendenz des Kapitals, ‚alle Elemente der Gesellschaft sich unterzuordnen, oder die ihm noch fehlenden Organe aus ihr heraus zu schaffen‘ (MEW 42; 189); sie zeigt sich in der Universalisierung und Globalisierung der dem Kapitalverhältnis eigenen Produktions- und Zirkulationsformen, und nicht zuletzt in der massiven Expansion der experimentellen Wissenschaften, die immer tiefer in die Infrastrukturen der Materie intervenieren und längst keine Grenzen mehr kennen.“ (Breuer 1995; 9) Der Kapitalismus wird sozusagen im Laufe seiner Geschichte – zumindest der Tendenz nach – mit sich selbst identisch. Aber das Kapitalverhältnis kann jedoch keine letzte, reine Form finden, keinen reinen Zustand, in dem es historisch terminiert. In dieser Sichtweise würde die Dynamik des Kapitalismus gerade darin bestehen, im Fluchtpunkt der Entwicklung jede Dynamik auszuschalten. Die Dynamik bestünde bloß in der Aufsaugung und Beseitigung nichtkapitalistischer Elemente.

Harald Wolf oder Cornelius Castoriadis, um zwei Autoren zu nennen, haben ein Grundproblem der Kapitalherrschaft klar herausgearbeitet. Das Kapital muss einerseits die lebendige Arbeit unterwerfen, kontrollieren, gängeln, seinem Verwertungsinteresse unterwerfen, kann aber zugleich nicht jede Eigeninitiative, jede Spontaneität, jedes autonome Agieren und Reagieren einfach ersticken. Die Bestimmung der Arbeitskraft durch das Kapital und das Streben nach Selbstbestimmung und Freiheit ist nicht zu vereinbaren. Ich greife ein wenig vor und zitiere Spinoza: „Niemand strebt, sein eigenes Sein um eines anderen Dinges willen zu erhalten.“ (E, IV, LS 25) Wenn wir uns unter dem „andren Ding“ das Kapital denken, so erhellt dieser Lehrsatz Spinozas exakt das Klassenverhältnis. Das Kapital muss das an sich unaufhebbare Streben nach Selbstbestimmung aller Subjekte verkehren und an die Stelle der Selbstbestimmung die Fremdbestimmung setzen. Der Erhaltung der eigenen Existenz ist das Wohlergehen des Kapitals vorgelagert.

Die Frage, in welchem Ausmaß das Kapital gewisse Momente der Selbstbestimmung zulassen kann und muss, wird uns immer wieder in diesem Text beschäftigen. Ich werde versuchen die Auffassung zu begründen, dass das Kapital das *Streben* nach Selbstbestimmung nicht zum Erlöschen bringen kann. Aber ebenso kann das Kapital das Bedürfnis nach Freiheit nicht erfüllen. Diese Quadratur des Kreises ist nicht zu lösen, der Kapitalismus kann nie in Ruhe versinken.

Ebenso problematisch halte ich die These, die Dynamik bestünde im „automatischen Subjekt“ Kapital, im hinter dem Rücken wirkenden Wertgesetz, dass alles und jedes seinen Gesetzen unterwirft. Daraus kann, muss jedoch nicht unbedingt, eine Zusammenbruchstheorie geschlossen werden. Wenn sich das Kapital quasi von selbst bewegt, wohin führt diese Bewegung? Postone und Kurz, um nur zwei Autoren zu nennen, versuchten darauf Antworten zugeben. Mich überzeugt diese Sichtweise vor allem deswegen nicht, da der Klassenkampf nicht mehr systematisch in die Theorie miteinbezogen wird. Wie ich zeigen werde, muss die Idee einer monokausalen Triebkraft des Kapitalismus, identifiziert mit der reinen Akkumulationsbewegung auf Basis des Wertgesetzes, der Fokussierung auf die Oberfläche der Zirkulation entspringen. Tatsächlich zeigt sich auf der Oberfläche der Zirkulation bloß das Wertgesetz, der Klassenkampf kann im ersten Abschnitt im Kapital über

Ware und Geld keinen systematischen Ort einnehmen. Zirkulationsmarxismus haben Gerhard Hanloser und ich diese Lesestrategie genannt. Tatsächlich zeigt Marx eine zweite Steuerungsdynamik, eben den Klassenkampf, dessen Thematisierung jedoch das Verhältnis von LohnarbeiterInnen und Kapital voraussetzt. Wenn wir jedoch diese duale Dynamik akzeptieren, dann fällt die Kritik am vorgeblichen Determinismus bei Marx. Prozesse der Emanzipation – und wir werden nicht zu letzt im Spinoza Teil sehen, warum wir unbedingt Emanzipation als Prozess verstehen müssen – sind in dieser Konzeption das Undenkbare schlechthin. Die eigentliche Pointe dieser Interpretation besteht letztlich im Dogma, dass der Klassenkampf selbst nichts am Kapitalverhältnis ändern kann. Eingefügt ins Immergleiche wird er tatsächlich Zubehör, er wird substanzial bedeutungslos. Zur Randerscheinung herabgestuft, kann das Kapitalverhältnis auch nicht als Klassenverhältnis begriffen werden. Hier kommt die Formel vom Kapital als automatischen Subjekt entgegen, die Marx an drei Stellen tatsächlich verwendet. Klassenkampf beruht zwar stets auf bestimmten Bedingungen, aber sein Verlauf ist nicht prognostizierbar. Sobald die Dimension des Handelns, das sich nicht im unbewussten Vollzug objektiver Gesetze erschöpft, eingeführt ist, ist Geschichte offen.

Wie kann nun die Kapitalanalyse unter diesem methodischen Vorgaben beanspruchen, die zukünftige Dynamik erfasst und ausgesprochen zu haben? Marx versucht in einigen Passagen bestimmte Entwicklungen zu extrapolieren. Die wichtigsten sind wohl die Zusammenbruchspassage im ersten Band des *Kapital* (MEW 23; 791) und das so genannte Maschinenfragment im den *Grundrissen* (MEW 42; 590 – 609). Aber es sind nicht mehr als Extrapolierungen, keine Prophezeiungen. Es ist unsere Aufgabe, aktuelle Dynamiken zu erkennen. Wenn wir dabei methodisch an der Überwindung der Donquichoterie festhalten, bleiben wir im Bannkreis des Marxschen Denkens ohne ihn bloß zu wiederholen.

Um die Problematik aus einer weiteren Perspektive zu diskutieren: Wenn wir sagen, Marx analysiere im *Kapital* jene Aspekte, die für jeden vergangenen wie zukünftigen Kapitalismus gelten, dann müssen wir sehr genau sagen, was wir damit meinen, ansonsten hätten wir die Zukunft vorweggenommen. Zu den immer geltenden Aspekten zählen sowohl die Formen, also Lohnarbeit, Produktionsmittel als Kapital und das moderne Grundeigentum, ebenso aber die Permanenz des Klassenkampfes. Aber wenn wir ins Detail gehen, zeigen sich auch hier Probleme. Die Lohnarbeit selbst hat viele Formen angenommen. Gegenwärtig stellt sie sich formal rechtlich auch als Nicht-Lohnarbeit dar. Ich meine damit die neuen Formen der Scheinselbständigkeit (die viele Parallelen zum frühkapitalistischen Verlagssystem aufweist), die realiter Stücklohnarbeit darstellt. In diesem Zusammenhang sei auf eine kritische Überlegung von Edward P. Thompson verwiesen. Er befürchtet, Marx sei tendenziell in den Bann einer „anti-historischen Statik“ (Thompson 1980; 108) geraten. „Denn es gibt zugleich Anzeichen dafür, dass Marx in eine Falle geraten war: eine Falle mit einem von der ‚Politischen Ökonomie‘ ausgelegten Köder.“ (Thompson 1980; 105) Diese Falle heißt System, Gesetze, unwandelbar und bestimmend. Zwar handelt es sich klarerweise nicht um „ewige“ Gesetze, die für die Menschheit insgesamt gelten, aber doch, so Thompson, um Gesetze des Kapitalismus. Solange der Kapitalismus existiert, solange gelten diese Gesetze. So erscheint, ich folge weiter Thompson, der Kapitalismus eingefroren und unwandelbar. Was die bürgerliche Ökonomie für die gesamte Menschheit behauptet, eben die Existenz ewiger Gesetze (die in frühen Gesellschaften in Keimform schlummern, bis sie im Kapitalismus sich zur vollen Blüte entfalten) behauptet Marx, so Thompson, eben für den Kapitalismus. Diese anti-historischen Statik sei jedoch nur eine Tendenz bei Marx. Das zeige sich letztlich im schwer fasslichen Gegenstand des *Kapital*. Das *Kapi-*

ta/ ist keine Geschichte des Kapitalismus, auch keine Darstellung des englischen Kapitalismus des 19. Jahrhunderts - sondern? Das bleibt zugegebenermaßen offen. „Die historischen Passagen sind mehr als bloße Beispiele und Illustrationen, aber auch weniger als tatsächliche Geschichte.“ (Thompson 198; 103) Aber was sind sie tatsächlich? Wären sie bloße Illustration, so wären sie letztlich Schmuck, Beiwerk; nur dazu da, einem etwas begriffsstutzigen Publikum das Gemeinte anhand von Beispielen zu verdeutlichen. Aber so ist es nicht.

Für diese Problematik gibt es keine Patentlösung, keine letzte Formel. Wir können uns nur dieser Schwierigkeit bewusst sein, und sie bei jeder Frage neu durchdenken. Marx konnte selbstredend die Dynamik nur anhand jener Prozesse verfolgen, die zu seinen Lebzeiten aktuell waren. Es liegt an uns, nachfolgende Phänomene zu begreifen.

Endabschnitt

[fehlt]

Flussnoten:

Der Ausdruck Flussnoten stammt vom Autor des viel zu wenig beachteten Buches *Henry und die Krümelmonster*, Rudolf M. Lüscher. Lüscher soll, so die HerausgeberInnen seines Buches, Fußnoten halb ironisch, halb ernsthaft als Flussnoten bezeichnet haben, zumal sie ja neben und unter dem Text fließen. Ich habe mir gedacht, warum nicht die starren, für sich stehenden und immer wieder aus dem Text hinaus – wohin? – führenden Fußnoten zu Flussnoten zu verbinden. Es fließt also unter dem eigentlichen, ich hoffe sehr klaren und stringenten Text ein zweiter, in dem es etwas lockerer zugehen soll, eine aufbauende, klar sich entwickelnde Argumentation ist weder die Aufgabe von Fußnoten und auch nicht von Flussnoten. Obwohl die Verknüpfung doch erlaubt, größere Bögen zu spannen. Obwohl auch der eigentliche Haupttext hoffentlich auch nicht nach Styropor schmeckt, ist hier auch mehr Raum für etwas Polemik und notwendige Ironie. Adorno soll ja gesagt haben, Philosophie ist eine ernste Sache, aber so ernst auch wieder nicht. Ein österreichischer Philosoph, Herbert Lachmayer meinte mit Replik auf Adorno, sie sei wohl nicht so ernst, aber so lustig auch wieder nicht. Also, diese Flussnoten sind eine ernste Sache, aber ein wenig Schmunzeln darf sein. Uns so beginne ich mit einem eher der heiteren Seite zugelegtem Zitat. Silvio Gesell zum Begriff des Kapitals bei Marx: „Wie es der erste beste Bauer macht, so betrachtet auch Marx das Kapital als ein Sachgut.“ (Gesell 1949; 10) Aussagen von Marx wie: „Es [das Kapital K. R.] ist offenbar ein Verhältnis und kann nur ein Produktionsverhältnis sein.“ (MEW 42; 421) konnten unseren Theoretiker des Urzinses nicht mehr beeindrucken. Weniger lustig ist der Kommentar von John Maynard Keynes zur *Die natürliche Wirtschaftsordnung*, aus dem diese Perle der Erkenntnis stammt: „Ich glaube, dass die Zukunft mehr vom Geiste Gesells als von jenem von Marx lernen wird. Das Vorwort zu *Die natürliche Wirtschaftsordnung* durch Freiland und Freigeld wird dem Leser, wenn er es nachschlägt, die moralischen Qualitäten Gesells zeigen. Die Antwort auf den Marxismus ist nach meiner Ansicht in den Argumentationslinien dieses Vorworts zu finden.“ (Keynes 2006; 300)

Nach etwas feiner Ironie nun zu einem Zitat von Althusser; damit ist es mit Schmunzeln vorerst vorbei, wir treten in eine strenge, mönchische Denkwelt ein, die auch ein wenig nach Inquisition riecht. Mache ich mich des Humanismus, Historismus, Empirismus und der Subjektphilosophie schuldig? Wahrscheinlich. „Strenge“ und „Abweichung“ zählen zu den Lieblingsworten unseres Philosophen, zumindest in seiner frühen und mittleren Phase. „Und in der Tat können wir bei einem Rückblick auf die Geschichte der marxistischen Arbeiterbewegung auch die theoretischen Abweichungen benennen, die zu schweren historischen Niederlagen des Proletariats geführt haben.“ (Althusser 1974; 25) Das ist eine ML-Parteitagsrede. Abweichung wovon? Meine Abweichung besteht zweifellos von jenem Programm, das Althusser in *Das Kapital lesen* entwirft: „Eine philosophische Lektüre des Kapital ist nur unter Anwendung von Kriterien möglich, nach denen wir noch suchen, und die uns die Philosophie von Marx liefern kann. Dieser Zirkel ist erkenntnistheoretisch nur möglich, weil die Philosophie von Marx in den Werken des Marxismus enthalten ist“ (Althusser, Balibar 1972; 42) In der schlichteren Variante heißt die in den Werken von Marx enthaltene, aber erstaunlicherweise von ihm nie klar dargestellte Philosophie, DIAMAT, dialektischer Materialismus. Althusser Projekt ist nicht der DIAMAT, schon klar, aber es ist methodisch verwandt. Es ist das Projekt, aus dem Marxschen Werk eine Metatheorie abzuziehen, um diese wiederum auf dieses Werk anzuwenden. Eine solche Theorie, die quasi die ultimative Essenz des Marxschen Denkens ausmachen würde gibt es nicht und kann es nicht geben, wenn es eine Essenz gibt, so ist es das Marxsche Werk selbst. Metatheorien sind möglich, aber sie sind nicht die Theorie selbst, in dem sie sich entfalten, legen sie eine Distanz zum Werk. Vor allem, was soll eine Philosophie von Marx anders enthalten, als die umfassende Analyse des Kapitalverhältnisses als Kern? Was soll diese angeblich implizit enthaltene Philosophie eigentlich sein, Methode, Leseanweisung, eigentliche Essenz? Wäre die Auseinandersetzung mit Hegel nicht ein Fingerzeig für eine solche im Marxschen Werk implizit enthaltene Philosophie? Marx spricht zumindest in zwei Briefstellen von einem diesbezüglichen Projekt: Am 14.1.1858 schreibt er an Engels: „Wenn je wieder Zeit für solche Arbeiten kommt, hätte ich große Lust, in ein oder zwei Druckbögen das Rationelle an der Methode, die Hegel entdeckt, aber zugleich mystifiziert hat, dem gemeinen Menschenverstand zugänglich zu machen.“ Legen wir den Umfang der Vorarbeit *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, die nach Marx 12 Druckbögen umfassen, auf die Ankündigung von Marx, das „Rationelle“ der Hegelschen Dialektik darstellen zu wollen, um, so erhalten wir ein geplantes, aber nie geschriebenes Manuskript von ungefähr 30 Buchseiten. Zehn Jahre später, am 9. Mai 1868, also ein Jahr nach dem Erscheinen des ersten Bandes des „Kapital“, schrieb Marx an Joseph Dietzgen folgendes: „...Wenn ich die ökonomische Last abgeschüttelt, werde ich eine ‚Dialektik‘ schreiben. Die rechten Gesetze der Dialektik sind schon im Hegel enthalten; allerdings in mystischer Form. Es gilt diese Form abstreifen...“ Wie Hans-Georg Backhaus ganz richtig bemerkte, konnte Marx damit unmöglich an ein umfassendes Werk denken, im Umfang und Bedeutung mit dem *Kapital* vergleichbar. „Hätte Marx es vermocht, seine Vorstellungen über eine ‚dialektische Entwicklungsmethode‘ zu einem logisch geschlossenen Ganzen einer Theorie der Methode fortzubilden, so hätte er sich durch keine äußeren Umstände davon abhalten lassen, eine solchermaßen systematisch ausgearbeitete Methode auch schriftlich zu fixieren. (...) Es ist eine naive Vorstellung, Marx habe zwar im Kopf die neue Methode fix und fertig parat gehabt, aber im Laufe von fünfundzwanzig Jahren niemals die Zeit gefunden, ‚in 2 oder 3 Druckbögen‘ das ‚Rationelle‘ an Hegels Methode schriftlich festzuhalten.“ (Backhaus 1997; 198) Auch E.P. Thompson hält das nie geschriebene, aber vorgeblich so bedeutende methodische Werk für eine Schimäre: „Uns ist schon oft gesagt worden, dass Marx eine ‚Methode‘ hatte und dass diese Methode irgendwo im Bereich der dialektischen

Vernunft liege und dass dies die *Essenz* des Marxismus ausmache. Insofern ist es verwunderlich, dass Marx trotz zahlreicher Andeutungen und verschiedenen Absichtserklärungen diese Essenz niemals niederschrieb. Marx hinterließ zahlreiche Notizhefte. Er war vor allem anderen ein äußerst reflektierter und verantwortungsbewusster intellektueller Arbeiter. Wenn er den Schlüssel zum Universum gefunden hätte, dann hätte er sich gewiss ein oder zwei Tage Zeit genommen, diese Wahrheit niederzuschreiben. Wir können daraus schließen, dass sie nicht niedergeschrieben wurde, *weil sie nicht niedergeschrieben werden konnte*, ebenso wenig wie Shakespeare oder Stendhal ihre Kunst auf eine Formel hätten reduzieren können.“ (Thompson 1980; 167)

Das Verhältnis zwischen dem Versuch Marxens, allgemein gültige Gesetze des Kapitalismus zu erkennen zugleich jedoch die Dynamik der Entwicklung einzubeziehen, scheint mir auch der Schlüssel zur Lösung so mancher Probleme der Rezeption des Marxschen Denkens zu sein. Ich möchte dies anhand der klassischen Frage nach der Geldware bei Marx illustrieren. Im von J. Hoff, A. Petrioli, I. Stützle und F.O. Wolf herausgegebenem Sammelband *Das Kapital neu lesen* diskutiert Ingo Stützle ausführlich die verschiedenen Beiträge zum so genannten Problem der Geldware. Die Problematik liegt auf der Hand: Entsprechen die gegenwärtigen Währungen der von Marx im *Kapital* postulierten Geldware, die zwar durch Zettel repräsentiert werden kann, aber letztlich reales Arbeitsprodukt bleiben muss? Geld, so das Resultat der Wertformanalyse, muss Ware in allgemeiner Äquivalentform sein. Marx räumt zwar für den nationalen Markt ein reines Zettelgeld ein: „Nur innerhalb der von den Grenzen eines Gemeinwesens umschriebenen oder innern Zirkulationsphäre gilt dieser Staatszwang, aber auch nur hier geht das Geld völlig auf in seine Funktion als Zirkulationsmittel oder Münze und kann daher im Papiergeld eine von seiner Metallschubstanz äußerlich getrennte und bloß funktionelle Existenzweise erhalten.“ (MEW 23; 143) Sobald jedoch Geld den Weltmarkt betritt, muss es wieder zur echten Geldware werden. „Mit dem Austritt aus der innern Zirkulationssphäre streift das Geld die dort aufschießenden Lokalformen von Maßstab der Preise, Münze, Scheidemünze und Wertzeichen, wieder ab und fällt in die ursprüngliche Barrenform der edlen Metalle zurück. Im Welthandel entfalten die Waren ihren Wert universell. Ihre selbständige Wertgestalt tritt ihnen daher hier auch gegenüber als Weltgeld. Erst auf dem Weltmarkt funktioniert das Geld in vollem Umfang als die Ware, deren Naturalform zugleich unmittelbar gesellschaftliche Verwirklichungsform der menschlichen Arbeit in abstracto ist. Seine Daseinsweise wird seinem Begriff adäquat.“ (MEW 23; 156) Sowohl die Literatur, die Stützle analysiert als auch seine eigenen Überlegungen bleiben allesamt auf der synchronen, logischen Ebene. Ich stimme mit ihm überein, „dass konkrete Bestimmungen des Geldsystems ohne vorherige Bestimmung des Staates unmöglich sind.“ (Stützle 2006; 272) Aber auch diese Erweiterung der Untersuchung, die sozusagen auf den von Marx geplanten, aber nie geschriebenen Band zum Staat anspielt, bleibt auf der logischen Ebene. Mit keinem einzigen Wort wird auch nur angerissen, dass dieses Problem unabdingbar einer historischen Analyse der Geschichte des Kapitalismus bedarf. Offenbar sind sowohl er als auch die von ihm zitierten Autoren, allen voran Michael Heinrich, der eine sehr spezifische „logische“ Lösung vorgeschlagen hat, der methodischen Auffassung, das Problem der Geldware könnte und müsste ohne Rekurs auf die Realgeschichte gelöst werden. (Heinrichs Ansatz besteht darin, die Identifikation des allgemeinen Äquivalents mit der Geldware zu bestreiten.) Das ist gerade bei diesem Problem fatal.

So liegt es quasi auf der Hand, die Wandlung des Weltmarktes zu thematisieren, Marx identifiziert den Weltmarkt als quasi rechtfreien Raum. Kann und muss hingegen der ge-

genwärtige Weltmarkt aufgrund der ökonomischen und militärischen Dominanz der USA nicht als Binnenmarkt aufgefasst werden? Existiert also jener Weltmarkt, auf dem Geld notwendig in Barrenform der edlen Metalle zurückfallen muss, überhaupt noch? Weiters: Die Frage Geldware, konvertibel in Gold oder nicht, war stets eine fundamentale politische Frage. Der Austrofaschismus beharrte auf der Golddeckung, während der Deutsche Faschismus diese ablehnte. Der Zusammenhang mit den jeweils unterschiedlichen politischen Kalkülen ist evident. Konnte das politische Projekt des Austrofaschismus nur darin bestehen, die Gesellschaft gleichsam einzufrieren und ständestaatlich erstarren zu lassen, zeichnete sich der Deutsche Faschismus zur eine expansive, umwälzende Perspektive aus. Geldpolitik war stets mit politischer Gestaltung der Gesellschaft und des Weltsystems und damit auch mit dem Klassenkampf verbunden. Oder erinnern wir uns an das Eintreten von Keynes für die Aufgabe der Golddeckung in den Debatten am Ende des II. Weltkrieges, oder an die Analyse der Inflation in den 70er Jahren durch Harry Cleaver. (*Reading Capital Politically*) Cleaver interpretiert die Inflation der 70er Jahre als bewusstes politisches Kalkül, den an sich schwer beizukommenden Lohnforderungen der ArbeiterInnenklasse einen gegenläufigen Mechanismus entgegen zu setzen. Ähnlich argumentiert George Caffentzis im Aufsatz *Der Marxismus nach den Untergang des Goldes*. Er verknüpft die Aufgabe des Goldstandards durch Nixon 1971 und damit das System der an den Golddollar gebundenen Wechselkurse mit der Notwendigkeit des US-amerikanischen Staates, politisch-ökonomischen Spielraum für eine Politik gegen das Lohnniveau der un-amerikanischen ArbeiterInnenklasse zu gewinnen. Seine leitende These: „Der Kampf der Arbeiterklasse zwang das System also, seine in Gold gedeckte Währung aufzugeben“ (Caffentzis 2009; 483) finde ich überzogen, zudem vernachlässigt er die internationale Dimension des Weltmarktes. Aber diese Einwände sind hier nicht von Belang, es geht um die Methode, Begriffe und Thesen nicht ausschließlich auf der logischen, synchronen Ebene diskutieren und lösen zu wollen. Damit müssen wir uns aber keineswegs systematisch vom Marxschen Textkorpus entfernen. Marx entwickelt den Begriff des Geldes in den *Grundrissen* doch mit etwa anderer Schwerpunktsetzung als im *Kapital*. In den *Grundrissen* zeigt Marx bindet Marx die Notwendigkeit des Geldes primär an den Gegensatz von Arbeit in mittelbarer und in unmittelbarer gesellschaftlicher Form. Im Kapitalverhältnis kann Arbeit nur mittelbar gesellschaftlich verausgabt werden. Keine Ware kann unmittelbar Geld sein, als Geld unmittelbare Austauschbarkeit gewinnen. „Die Arbeit des einzelnen also unmittelbar zum *Geld* machen wollen (d.h. auch sein Produkt), zum *realisierten Tauschwert*, heißt sie *unmittelbar* als allgemeinen Arbeit bestimmen, d.h. eben die Bedingungen negieren, unter denen sie zu Geld und Tauschwerten gemacht werden muss und vom Privattausch abhängt. (...) Die Arbeit auf Grundlage der Tauschwerte setzt eben voraus, dass weder die Arbeit des einzelnen noch sein Produkt *unmittelbar* allgemein ist; dass es diese Form erst durch die *gegenständliche Vermittlung* erlangt, durch ein von ihm verschiedenes Geld.“ (MEW 42; 104f) Dieser Gedanke findet sich im *Kapital* in den drei Merkwürdigkeiten der Äquivalentform. Allerdings – und diese Aussage bedürfte wohl genauere Begründung – lässt sich in den Grundrissen dieser Geldbegriff auch als Symbolisierung interpretieren. Nun, diese kleine Bemerkung zur Geldware hat keinesfalls den Anspruch, dieses Problem zu lösen. Hier geht es bloß um einen methodischen Fingerzeig. Wir müssen uns fragen, welche sozialen Verhältnisse unterstellt Marx bei der Ableitung der Geldware? Wie und was modifiziert sich durch die Hereinnahme des Staates und dessen Finanzpolitik, eine Frage, die nur geschichtlich zu lösen ist und mit der jeweiligen Situation des Weltmarktes sowie der Klassenauseinandersetzung verknüpft ist.

Wenn im Text unermüdlich der Doppelcharakter von sozialem Verhältnis und scheinbarer Dingeigenschaft betont – Dingeigenschaft meint erstmals die scheinbare Werteigenschaft der Ware – so zeigt schon allein der Begriff Arbeitswertlehre wie nötig diese Ausführungen sind. In jedem besseren Lehrbuch zur Ökonomie, ja selbst innerhalb des Marxistischen Diskurses, wird unbedarft von einer vorgeblichen Arbeitswertlehre bei Marx gesprochen. Marx sei Arbeitswerttheoretiker, wir können es überall lesen. Selbst im Alltagsgespräch wäre diese Bezeichnung zurückzuweisen, legen wir strenge wissenschaftliche Kriterien an, so müssen wir von blankem Unsinn sprechen. Der Ausdruck Arbeitswertlehre oder Arbeitswerttheorie suggeriert, Marx wäre der Auffassung, nur Arbeit würde unter allen denkbaren Verhältnissen Werte schaffen. So wird die Werttheorie von Marx auf eine a-historische Faktoretheorie heruntergebracht, um sie in dieser Form allerlei Widersprüchen zu überführen. „Er (Marx) führt vielmehr den auf Ricardo zurückgehenden Tauschwert, der sich ausschließlich am Verhältnis der Arbeitszeiten orientiert **unter Ausschluß einer jeden historischen** Perspektive so ein, als könnte man für jede Entwicklungsphase der Wirtschaftsgeschichte behaupten, die Arbeit sei der einzige wertbildende Faktor.“, (Becker 1972; 37) fabuliert zum Beispiel der Marxkritiker Werner Becker drauflos. Dazu ist zuzusagen: Einmal anerkannt Marx als Quelle der Gebrauchswerte selbstverständlich nicht nur die menschliche Arbeit an, sondern, wie wir unter anderem in seiner *Kritik des Gothaer Programms* lesen können, auch die Natur. Wenn wir also den Gebrauchswertaspekt alleine betrachten, so „arbeitet“ sogar die Biene, die Honig produziert. Wenn es gefällt, lassen wir sogar die Anführungsstriche weg. Völlig anders stellt sich der Fall bei der abstrakten Arbeit, die den abstrakten (Tausch)Wert produziert dar. Dieser Wert resultiert aus der gesellschaftlichen Zeitordnung der kapitalistischen Produktionsweise. Wert ist ein Zeitquantum. Aber es ist kein absolutes Zeitquantum (auch die Biene benötigt Zeit, jeder Naturprozess besitzt einen Zeitindex), sondern es ist ein durch das Klassenverhältnis bestimmtes Zeitquantum, das einerseits aus diesem Verhältnis entspringt, andererseits es wiederum konstituiert. Der letzte Satz mag momentan etwas kryptisch klingen, spätestens im Kapitel zum Klassenverhältnis wird er sich klären. Um es jetzt etwas einfacher auszudrücken: Wenn der (Tausch)Wert das Klassenverhältnis zwischen Kapitalistenklasse und Proletariat als Dingeigenschaft der Ware ausdrückt, dann ist dieser Wert ohne das Verhältnis auch nicht zu haben. Statt einer Faktoretheorie finden wir bei Marx eine Dechiffrierung des Wertes als Sozialverhältnis. Manche mögen nun sofort die Frage der Geschichtlichkeit des Wertes stellen. Gilt die Wertlehre also für vorkapitalistische Gesellschaften, zumal Engels im viel zitierten Nachwort zum III. Band exakt diese Auffassung vertritt? Die Frage beantwortet sich von selbst. Wenn ich am Doppelcharakter festhalten und nicht tatsächlich in eine „Arbeitswertlehre“ hinabgleiten möchte: nein! Dass die gesellschaftliche durchschnittlich notwendige Arbeitszeit tatsächlich eine regulierende Rolle spielt, setzt eine bestimmte Dichte und Intensität kapitalistischer Verhältnisse voraus. Das geht aus allen Ausführungen von Marx klar hervor und gilt keineswegs für das Wertgesetz alleine. Damit es zum Ausgleich der Profitrate kommen kann, ist ein Mindestmaß an konkurrierenden Kapitalien nötig, es ist ein Mindestmaß an Konkurrenz, ebenso wie ein Mindestmaß an Beweglichkeit des Kapitals vonnöten. Je extensiver und intensiver sich der Kapitalismus entwickelt, desto mehr kommen die von Marx analysierten Gesetze zur Geltung. Gesellschaften die eine strikte Trennung zwischen Lokalhandel und Fernhandel kennen, in denen die Arbeitskraft traditional gebunden ist, in der ökonomisches Handeln durch soziale und politische Strukturen bestimmt und eingegrenzt ist, in solchen Gesellschaften kann von der Geltung des Wertgesetzes keine Rede sein. Wir können eine tendenzielle Annäherung annehmen, aber, was soll das Wertgesetz regeln, was regelt es bei Marx? Doch nicht nur die Preise! Dass das Wertgesetz durch den Ausgleich der Pro-

fitrate den Produktionspreis reguliert, setzt tatsächlich voll entwickelte kapitalistische Verhältnisse voraus. Wir müssen das *Kapital* auch rückwärts lesen, das entfaltete Klassenverhältnis, zugleich ein Zeitquantenverhältnis, exekutiert durch die Bewegung der Kapitale das Wertgesetz, gegründet auf der gesellschaftlich durchschnittlich notwendigen Arbeitszeit.

Eine Arbeitswertlehre hingegen bestimmt zuerst die Arbeit als Quelle aller Werte und lässt danach das Kapital hinzutreten, oder jedes andere beliebige Verhältnis, sei es geschichtlich, sei es fiktiv konstruiert. Ein solches Programm hat unter anderem der so genannte analytische Marxismus entwickelt, als dessen Protagonisten G.A. Cohen, John Roemer, John Elster und auch Van Parijs zu nennen sind. Aus einem sozialen Verhältnis wird ein bloßer Input – Output Vergleich. Diese Rezeption prägt die Rezeption des analytischen Marxismus durchgehend. Der Bezug zum Sozialverhältnis wird vollkommen gelöst. Marx hat ja nicht nur den Begriff des Wertes, sondern die gesamte Wertkonzeption an das Kapitalverhältnis gebunden. So bezeichnet für ihn der Begriff der produktiven Arbeit keine spezifische Eigenschaft, die der Arbeit an sich, unabhängig vom Verhältnis zugeschrieben werden kann, sondern produktive Arbeit meint Arbeit, die das Kapital reproduziert, unproduktive Arbeit hingegen Arbeit, die außerhalb dieses Verhältnisses ausgeübt wird. „Arbeit *desselben Inhalts* kann daher productiv und unproductiv sein.“ (MEGA II 4.1; 113) Indem Roemer die Wertproblematik auf das Verhältnis von Quantitäten reduziert, kommt er konsequenterweise zum Schluss, dass nicht nur das Proletariat, sondern dass jeder Faktor der Produktion ausgebeutet wird, soll ein Mehrwert/Mehrprodukt produziert werden, also auch Korn, Erdöl oder was auch immer. Wert als soziale Relation ist vollkommen ausgelöscht. Ausbeutung wird zu einem bloßen quantitativen Größenvergleich. Daher gibt es auch eine Ausbeutung der Dinge. Jeder Faktor der Produktion, mit dem mehr Wert erzielt wird, als er selbst beinhaltet, wird also ausgebeutet. „Another philosophical issue, which has not been dealt with in the book, concerns the choice to privilege labor power as the commodity that is exploited in capitalist production. It is well known that one can define corn values or energy values of commodities instead of labor values, and show that corn is exploited or energy is exploited if there are positive profits. Indeed, profits are positive if and only if any input into production is exploited, if we choose to define value embodied in terms of it. The validity of the fundamental Marxian theorem holds if we take as the numéraire for denominating value any other commodity than labor power. Why, then, do we choose labor power?“ (Roemer 1981; 204) Das ist, so formuliert, wirklich eine gute Frage auf die ich keine schlagende Antwort weiß. Ausbeutung wird nicht wie bei Marx als Zeitverhältnis zwischen Klassenbegriffen, sondern als Größenvergleich von für sich stehenden Inputgrößen, nichts scheint daher die Arbeitszeit zu privilegieren. Fabien Tarrit hat den Ansatz von Roemer sehr treffend zusammengefasst: „Generalizing Morishima’s fundamental Marxian theorem — a positive exploitation is a necessary and sufficient condition for the system to have a positive growth capacity and to ensure positive profits to the capitalists — Roemer claimed that any commodity can be exploited, and therefore any commodity can play the role that is played by the labor force in Marx’s theory. To that end, he formulated a generalized theorem of exploitation of commodities: there is a profit if and only if each produced commodity has the feature of exploitability when it is used as a reference to calculate the incorporated value. For instance, he distinguished the rate of exploitability of the labor force (surplus labor per unit of labor force / amount of labor required to produce that unit) and the rate of exploitability of corn (surplus corn per unit of corn / amount of corn required to produce that unit). So he claimed that it is not for scientific reasons that Marx chose labor as a reference, but for normative reasons on one hand (it is an

inalienable commodity that considers relations among humans because all are endowed with it) and to fit in with historical materialism on the other hand (history is the history of class struggle)". (Tarrit 2006; 606) Exakt so argumentiert Roemer: "To explain the ability of a capitalist economy to expand, and to make profits, it is sufficient to observe that the technology is productive, and that productivity can be characterized by one unit of any commodity embodying less than one unit of its own value." (Roemer 1981; 205) Damit ist "Ausbeutung" ein Merkmal jeder Überschussproduktion, wie soll sie dann noch kritisiert oder überwunden werden können? "In this appendix I show that one can define embodies value in terms of any commodity numeraire, which the result that the technology is productive if and if only each commodity is exploited when it is taken as numeraire. Steel is exploited if the steel value embodies in an unit of steel is less than one. Labor power is not special in having this property." (Roemer 1982; 186) Daher: „Thus the exploitation of labour is not the explanation for profits and accumulation any more than is the exploitation of oil or corn or iron." (Roemer 1986; 266)

Wenn Ausbeutung überall ist, ist sie auch nirgends. Vermittels beliebiger Input – Output Vergleiche können jederzeit Modelle konstruiert werden, die Ausbeutung vollkommen von Lohnarbeit entkoppeln. So genügt es, die Produktivität einer arbeitsteiligen Gesellschaft mit der geringeren einer isolierten Produktion zu konfrontieren. "Exploitation, as I conceive of it, refers to the relationships between a person and society as a whole as measured by the transfer of the person's labour to the society, and the reverse transfer of society's labour to the person, as embodied in goods the person claims." (Roemer 1986b; 261) Wenn also A z.B. 50 Stunden pro Woche arbeiten muss, um allein auf sich gestellt, alle Güter zu produzieren, diese Person jedoch, sei es durch Tauschhandel, sei es durch den Verkauf der Arbeitskraft oder durch welche Interaktion mit der Gesellschaft auch immer nur noch 30 Stunden arbeiten muss, wen kann dann noch von Ausbeutung gesprochen werden? Solche intellektuellen Puzzles und Gedankenkonstruktionen füllen mehr oder minder mathematisiert Seiten um Seiten. Eine Variante des soeben vorgestellten Modells findet sich etwa bei Elster: "Conversely, a person is an exploiter if he works fewer hours than are needed to sustain his consumption. For there to be exploiters, there must also be some who are exploited. Strictly speaking, the converse need not be true. One can imagine a society in which everybody is exploited because the surplus is simply thrown away or used in religious sacrifices rather than being appropriated by a class of exploiters." (Elster 1968; 80)

Wenig überraschend reformulieren die Autoren alle „klassischen“ Einwände gegen Marx. Im Wesentlichen sind es drei Themen: Die Bestimmung des Werts der Ware Arbeitskraft, die Frage der komplexen und der einfachen Arbeit und das so genannten Transformationsproblem im III. Band. Beim Wert der Ware Arbeitskraft geht es um den Einwand, Marx könne die notwendige Menge der Lebensmittel zur Reproduktion nicht adäquat definieren, der zweite bezieht sich auf die These, die komplexe Arbeit sei wertmäßig eine vielfaches der einfachen Durchschnittsarbeit und der dritte Punkt zielt auf die Einführung des Produktionspreises im III. Band, der sozusagen den Wert der Ware als Drehpunkt des Preises im I. Band ablöst. Alle diese Punkte werden noch ausführlich behandelt. Vorausblickend wäre zu sagen, dass nach meiner Auffassung nur der zweite Einwand auf ein echtes Problem verweist. Dazu mehr in den folgenden Kapiteln. Hier geht es mir nur um die grundlegende Methode des analytischen Marxismus, die Reduktion des Wertbegriffes auf eine monokausale Input-Dimension. Aus dieser Perspektive können leicht weitere Problematiken konstruiert werden. Ein weiteres Beispiel: Cohen etwa vermeint zwei gegensätzliche Be-

stimmungen der Wertgröße (Substanz und Form werden zu vernachlässigbaren Dimensionen) bei Marx zu finden. A) die tatsächlich verausgabte Arbeit zum Zeitpunkt der Produktion, b) die geltende Wertgröße zu einem späteren Zeitpunkt t . „Suppose a commodity has a certain value at a time t . Then that value, says the labor theory, is determined by the socially necessary labor time required to produce a commodity of that kind. Let us now ask: required to produce it *when*? The answer is: at t , the time when it has the value to be explained. The amount of time required to produce it in the past, and, a fortiori, the amount of time actually spent producing it are magnitudes strictly irrelevant to its value, if the labor theory is true.” (Cohen 1979; 345) Marx, so Cohen weiter, hätte wohl den Widerspruch zwischen der strikten und der populären Werttheorie gesehen, aber könne dieses Problem nicht wirklich lösen... Mit Genuss schiebt nun Cohen die populäre und die strikte hin und her. „The labor theory of value comes in two versions, strict and popular. The two contradict one another. But the labor theorist cannot, by way of remedy, simply drop the popular version. For despite their mutual inconsistency, each version can appear true only when it is thought to receive support from the other: "Labor creates value" seems (but is not) a simple consequence of the thesis that value is determined by socially necessary labor time, and that thesis appears to survive refutation only when it is treated as interchangeable with the idea that labor creates value.” (Cohen 1979; 353) Wenn der Rekurs auf das soziale Verhältnis beibehalten wird, ist dieser Widerspruch scheinbar. „Marx' wirkliche Ansicht, daß nämlich der Wert einer Ware bestimmt ist durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, die ihre REproduktion erfordert, wird im Kapital nur langsam entwickelt.“ (Goldner 2004, Internetquelle) Deswegen langsam entwickelt, weil Marx erst nach der Auffassung von Goldner im zweiten Teil des II. Bandes und letztlich im III. Band das gesellschaftliche Gesamtverhältnis darstellen kann, damit erst auf dieser Ebene der Wertbegriff voll bestimmbar ist. In den Worten von Goldner: „Und wie Marx im dritten Band sagt, stößt der Kapitalismus im unmittelbaren Produktionsprozeß nicht an Grenzen, oder höchstens an sehr elastische, und sein wahres Problem besteht darin, das gesellschaftliche Gesamtkapital zu reproduzieren, das Marx gegen Ende des zweiten Bandes präsentiert und den ganzen dritten Band hindurch. Und wieder kritisiert Marx am Ende des dritten Bandes die Politische Ökonomie, weil „der Zusammenhang des Reproduktionsprozesses nicht begriffen wird, wie er sich darstellt, nicht vom Standpunkt des einzelnen Kapitals, sondern von dem des Gesamtkapitals aus betrachtet...“ (Kapital III, S.852). Der entscheidende qualitative Sprung von Band I und dem Großteil des Bandes II einerseits zu den Schlußkapiteln von Band II und dem gesamten Dritten Band andererseits liegt im gesellschaftlichen Gesamtkapital, das weit mehr ist als nur die Summe der Einzelkapitale, als dem Rahmen für die Verteilung der durchschnittlichen Profitrate an die Einzelkapitalisten im Kontext der erweiterten Reproduktion.“ (Goldner 2004; Internetquelle)

Theorien haben ihre Funktionen: Der DIAMAT erlaubt es, die lästige Frage nach der Befreiung und ihrer tendenziellen Verwirklichung im Realen Sozialismus loszuwerden. Näheres dazu im Abschnitt zu Althusser. Der analytische Marxismus erlaubte einer ganzen, aus der 68er Bewegung hervorgegangenen Generation sich elegant vom Marxismus zu verabschieden und zugleich optisch auf demselben thematischen Terrain zu verbleiben. Hochkomplex, mathematisiert, sehr differenziert und doch wesentliche Themen ignorierend zeigt der analytische Marxismus alle habituellen Aspekte respektabler Wissenschaft. Zugleich öffnete die Rezeption die Tür zur englischsprachigen akademischen Welt, das heißt zur internationalen Karriere. Der Verweis auf die Funktion einer Theorie ersetzt nicht das Argument, ein Fehler, der leider oftmals begangen wird. Und dass die wenigen Zeilen zum analytischen Marxismus eine genaue Auseinandersetzung nicht ersetzen können,

muss ich wohl nicht betonen. Aber dass der Höhepunkt des analytischen Marxismus in den 80er Jahren fiel, ist kein Zufall.

Zuletzt eine Bemerkung zu jenen zwei Texten, die nicht als Basis für die Auseinandersetzung mit Marx dienen können. Das ist einmal das *Kommunistische Manifest* und zweitens das Vorwort aus *Zur Kritik der politischen Ökonomie*. Die Illusion, in diesen wenigen Passagen die Quintessenz des Marxschen Denkens auf dem Serviertablett gereicht zu bekommen, werde auch ich nicht verhindern können. Beide Texte können bequem als Essenz des Marxschen Denkens gelesen werden und wie einfach ist doch die Kritik nach dieser Lektüre! Beim *Kommunistischen Manifest* handelt es sich in Wirklichkeit nicht um eine umfassende Geschichts- und Sozialphilosophie (wozu danach mehrere tausend Seiten verfassen, wenn das Wesentliche schon gesagt ist?), sondern um den Versuch, dem Bund der Kommunisten, aus dem von Weitling gegründeten Bund der Gerechten hervorgegangen, eine programmatische Plattform zu geben. Schnelle und klare Antworten auf die Fragen: Wer sind die Kommunisten und was wollen sie? Dieses organisatorische Projekt hielt bekanntlich nicht lange, das Ende markierte der so genannte Kommunistenprozess zu Köln 1852. Was nun das Vorwort zu *Zur Kritik der politischen Ökonomie* so hätte es Marx wahrscheinlich kaum veröffentlicht, hätte er gewusst, was diese eineinhalb Seiten auslösen würden. Es ist irrwitzig, diese wenigen Zeilen sollen die gesamte Analyse des Kapitalverhältnisses und seiner Dynamik beinhalten. Dass hier Begriffe verwendet werden, die Marx, abgesehen von einem Selbstzitat, nie gebraucht, nämlich die Ausdrücke „Basis“ und „Überbau“, scheint nicht zu stören. Ebenso, dass kein einiger Begriff des Kapitalverhältnisses systematisch entfaltet oder zumindest argumentativ eingesetzt wird. Aber was haben diese schlichten Zeilen ausgelöst! Vom Vorwurf des mechanistischen Gesellschaftsverständnisses bis zu Verschlügen der Korrektur... Ich will nicht so weit gehen und sagen, Marx spricht darin eigentlich Banalitäten aus, aber es sind in Wirklichkeit Selbstverständlichkeiten, die gegenwärtig jede Sozialwissenschaft akzeptieren müsste. Sehen wir uns die Aussagen an. Dass die realen materiellen Lebensverhältnisse die Basis für die gesellschaftliche und politische Entwicklung darstellen, was sonst? Dass in bäuerlich geprägten Gebieten anders gedacht und z.B. gewählt wird als in industriellen Zonen und wiederum anders in urbanen Ballungszentren – eine Banalität für jede Meinungsforschung. Oder dass politische Strukturen, etwa die Existenz eines entfalteten Parlamentarismus im Gegensatz zur Warlord-Verhältnissen, mit ökonomischen Verhältnissen korrespondieren, wer wollte das bestreiten? Dass das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimmt – bestätigt sich diese Aussage nicht tagtäglich bis zur peinlichen Parodie? Marx sagt nicht mehr oder weniger, als dass Phänomene wie Geist, Rasse oder Kultur auf den „materiellen Lebensbedingungen“ beruhen und nicht umgekehrt. So allgemein, wie Marx da formuliert, können die Ausführungen schwerlich in Frage gestellt werden. In einem Punkt geht Marx wohl über gegenwärtige Standards der Sozialwissenschaften hinaus: Er formuliert das Prinzip der Transzendenz der kapitalistischen Produktionsweise: „Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind.“ (MEW 13; 9) Um dieser Aussage Sinn zu verleihen, müssen wir aber wissen, was denn die „Produktivkräfte“ und was die „Produktionsverhältnisse“ sind. Wir werden sehen. Aber auch wenn wir es noch nicht wissen, eines wissen wir jetzt schon. Marx war der Auffassung, dass „im Schoß der alten Gesellschaft ... die materiellen Existenzbedingungen“ einer nachkapitalistischen, freien Gesellschaft entstehen müssen. Und damit sind wir wieder beim leitenden Thema dieses Buches.